P.o.germ.
1361
m

P.o.germ. 1361 m

<36630150120010

<36630150120010

Bayer. Staatsbibliothek

1361 m

P. O. germ. 1361 m

Ein Album.

Bilder aus unsrer Zeit

von

Sidonie, Baronesse von Seefried.

B

Ein Album.

Bilder aus unsrer Zeit

von

Sidonie, Baronesse von Seefried.

Erster Theil.

München, 1843.
Verlag von George Jaquet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ein Album, wie es sich auf Reisen sammelt. Bilder aus eigener Anschauung und dann wieder Skizzen, übertragen aus fremder Literatur.

Alles in Augenblicken niedergeschrieben, wo Leben und Gespräch anregte und daher auch manche unreife Ansicht der Gegenwart. So übergebe ich dieses Album dem Druck, im Vertrauen, daß Bilder aus unsrer Zeit auch für diese nicht ohne Interesse sind und entfernten Freunden mögen diese Erinnerungen auf solche Weise zugeführt werden.

München, im Mai 1842.

Inhalt.

Das Fest in der Villa di Negro 1
Der Einzug in Paris 11
Die Herzogin von Abrantès 20
Das letzte Namensfest der Herzogin von Abrantès . 26
Das Diorama 42
Das Juli-Fest 47
Der St. Simonisme 53
Victor Hugo 66
Lamartine 76
George Sand 85
Chateaubriand 99
Lamennais 131

Das Fest in der Villa di Negro.

Es war die Nacht des Südens. Das Meer im sanften Wellenathmen lag wie im Traume, gebändigt, gleich dem starken Löwen, zu den Füßen der stolzen Genua. Noch immer scheint diese auf ihrem Apeninensitze in jugendlicher Schönheit zu prangen. Ihre Geschichte ist untergegangen; aber sie, die Prächtige, steht noch erhaben und edel im Anblicke des Meeres, des göttlichen Geheimnisses, dessen unergründliche Tiefe die Gedanken hinabzieht und sie in Ahnungen der Ewigkeit taucht.

Wir sind an alle Wunder der Natur gewöhnt, aber noch nicht an das ernste Staunen, an die Gewalt der Gefühle, die mit den Meeresfluthen in unsre Seele dringen. Der gestirnte, ruhig leuchtende Himmel ist größer, erhabener noch als die aufbrausenden Wogen, aber für das sturmbewegte Gemüth des Menschen zeigt jener nur den fernen Leuchtthurm einer Ewigkeit, die Ruhe aller Hoffnungen; die Brandung des Meeres aber erschreckt die Seele, rüttelt sie auf von ihrem irdischen Schlafe; der Eindruck ist tiefer, gewaltiger, weil er die Furcht in sich trägt den Boden unter sich wanken zu sehen, weil das Element in seiner Größe und Gewalt an ein Unbe=

greifliches erinnert, wofür die Seele zu klein, zu eng, zu gebannt ist, weil hier alle Gedanken, die das Leben bewegen, zur Ruhe gebracht werden in der einen seligen, unendlichen Ahnung von Gott! —

Unbeweglich und still war es jetzt in dem weiten Meereshafen. Wie über einem Grabe die Masten gleich Trophäen aufgebaut. Nur der Leuchtthurm warf sein Licht wie eine Flammengarbe über die See. Der letzte Ruderschlag der zurückkehrenden Matrosen verhallte und das Hafenthor blieb geschlossen. Auf jedem Balkon aber stiegen Weihrauchopfer von Orangenduften auf; die Stadt war in eine Wolke von Duft, Schatten und melodischem Geräusch der Springquellen gehüllt und flüsternd schienen Träume durch die beseelte Ruhe zu ziehen.

Jetzt an der andern Seite der Stadt, gegen die Brücke Carignan, sah man eine Villa plötzlich wie von glühender Lava überströmt; die Erde schien sich dort zu öffnen und ihre Feuergeister den Reihen zu tanzen. Tausend bunte Lampen tauchten auf. Blätter, Blumen, Erde, Fels und Meer glänzten in einer Farbenpracht, als hätten sie den Gürtel von Juwelen angelegt, und als nun eine Flamme, gleich einer Fahne, auf der Spitze des Pavillons sich zeigte, gab dies auch das Signal für die Genueser, hinzuströmen und ein Fest zu schauen, das für sie ein nationales werden sollte. Es war die Apotheose eines noch lebenden Virtuosen, der die allgemeine Theilnahme bis zu lautem Enthusiasmus steigerte, und nur in Italien ist die Kunst so verwebt mit dem Interesse des täglichen Lebens, daß sie dem Menschen so nahe liegt wie seine Seele. Die Italiener begreifen, daß Kunst, Poesie und das materielle Leben

so eng verbunden seyn können wie Körper und Geist; sie aber würden das Leben selbst nicht verstehen, wenn sie es nicht zu einer geistigen Bedeutung erheben sollen. Die mechanische Fertigkeit in ihrer Vollendung ist ihnen nur die Fertigkeit der Seele, sich zu offenbaren in Tönen, Farben oder Worten. Wie stolz, selbst prahlend schienen diese Genueser einen Künstler ihrer Stadt zu feiern, ein in der Welt berühmtes Talent, Paganini, der hier seine Wiege am Meere wieder aufsuchte, wozu er vielleicht einst den Sarg gesellen will; denn die Genueser sagten: er will nun bei uns bleiben und mit uns sterben. Für ihn hatten sich also die Schatten der Nacht belebt und vergeistigt, für ihn hatte man dies Fest bereitet, das an Pracht und Erfindung ein königliches genannt werden konnte. Jetzt hoffte man jeden Augenblick, mitten aus diesem Lichtvulkan eine dunkle Gestalt aufsteigen zu sehen mit blassen, leidenschaftlich durchprägten Zügen, mit schwarzen, glänzenden, straffen Haaren, mit krampfhaft zuckender Hand die ruhmgekrönte Violine umschließend; das rollende Auge wie in die Saiten getaucht; dann plötzlich ein Spiel wie ein zuckender Blitz über die vollen Töne hinstreifend, ein dumpfer Schrei, ein gleichgültiges, langes Ermatten, und auch Ruhe und Erschöpfung in den wilden, unstäten Blicken. Die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Seele hat seine Kunst durchdrungen. Ton und Gedanke ist Eins, das zitternde Muskelspiel seiner Züge und die erschütternde Kraft seiner Töne belebt dieselbe Seele. Er hat die Kunst nicht wie etwas Zufälliges, Gegebenes behandelt; sie ist sein Leben und er gehört ihr. Die Italiener lächeln, wenn man ihnen von den Mährchen sagt, die in Europa hie und da von Paganini er-

zählt werden. Sie wissen nichts von dem Morde einer Frau, von langjähriger Einkerkerung; einmal erinnert man sich wohl, daß Paganini im Gefängniß war, und daß er dort auf seiner G-Saite alle die wunderbaren Töne hervorrief, allein alle andern tragischen Momente, die an den Faust erinnern, sind nur in der Einbildungskraft seiner Zeitgenossen begründet, und geben ihm das Phantastische, mit dem er sich vielleicht gern selbst schmückt. In seinem Spiel indeß läßt sich eine Wahrheit von Unglück oder Zerrissenheit der Seele nicht läugnen. Bei Byron dem Dichter, und Paganini, dem Künstler, gehen dunkle Sagen von einem tiefen Unglück durch das Leben, die niemand mehr glaubt; doch die Seele hat oft ein Geheimniß, das sich unwillkürlich offenbart durch einen schauerlichen Genius. Das Talent wird das Gewissen und der Ruhm hat keine Kränze mehr, nur Stacheln. Byron blieb nur eine einzige Sehnsucht in der ausgestorbenen Seele, Friede, und auch dieser faßte keine Wurzel mehr! —

So war denn Paganini in die Vaterstadt wieder eingezogen. Die Genueser zeigten das Haus, das er bewohnte, und gewiß, er hatte seinen Ruhepunkt gut gewählt. Die Casa, die sich an den Halbkreis der Stadt anschloß, mußte die weiteste Aussicht über das Meer und in die Marmorstraßen gewähren; hinüber zu dem Palaste Doria mit seinen Terrassen und den geisterbleichen Statuen, dort auf die unzähligen bunten Flaggen der Schiffe, die sich gleich Schmetterlingsflügeln über dem Meere entfalten, und hier die dunkle Signoria, die ungeheure Steinmasse auf der Piazza Nuova; oder die Straße Balbi und Strada Nuova, wo jedes Haus ein Palast,

und wo jener wundervolle Palazzo di Serra mit dem goldenen Saal und den Thüren von Lapis Lazuli. Ueberall Großes, oder die Erinnerung an Größe.

Paganini lebte still und eingezogen. Nur Abends sah man ihn vielleicht auf dem Molo, oder in einer Barke, die er in die weite See hinaustreiben ließ. Aber die Genueser wollten ihn ruhmgekrönt, gefeiert und in ihrer Mitte begrüßen, ihn mit ihrem enthusiastischen Jubelruf empfangen, und der Marquis di Negro übernahm es, diesen Wunsch seiner Landsleute in Erfüllung zu bringen. Er selbst, ein bekannter Dichter und Beschützer aller Künste, gab dem Genie des Virtuosen ein Fest, das alles übertraf, was man seit lange in Genua gesehen. Eine große Zahl Eintrittskarten wurden ausgetheilt, die meisten Fremden erhielten Einladungen, und man rechnete über dreitausend Anwesende. —

Die Villa des Marquis di Negro lehnt an einem der Wälle, am Ende der Aqua Sola, eines Spazierganges der Genueser. Der Garten führt in Terrassen zu dem schönen Wohnhaus, in einem einfachen, aber edeln Styl erbaut. Die Aussicht auf das Meer, auf das Amphitheater der Stadt ist hier wundervoll. Der Garten selbst ist ein Pantheon, eine Art Walhalla, dem Andenken berühmter Männer gewidmet. Aus jeder Nische, von jeder Terrasse sehen die Büsten der Helden, der Dichter, der Künstler, wie aus ihrem seligen Aufenthalt herab. Auffallend ist ihre Zusammenstellung. Washington neben einem Virtuosen, Lafayette und ein Künstler. So wie die Menschen aller Zeiten und Länder, hat der Marquis hier auch die Pflanzen aller Zonen versammelt, und man kann sich an den seltensten Exemplaren jedes Erd-

theiles erfreuen. Dies Alles aber gibt dem Aufenthalt etwas Originelles. Mitten in diesem südlichen Leben, unter dem Farbenspiel der Blumen, dem glühenden Himmel, dem glänzenden Meer, zeigt sich der Ernst der Gedanken und des Nordens. Hier ist man gewiß auf einer poetischen Stelle der Welt; die Geisterbilder der Vergangenheit, die phantastischen Gestalten der Apeninen, eine Stadt von Palästen, ein Meer mit den Flaggen aller Nationen, ein dunkelblauer Himmel, eine Nacht — „der Mond geht auf und doch ist's keine Nacht, ein Glorienmeer durchwallt den Luftazur"; wer hätte in dieser Harmonie des Schönen an einen Mißton denken können? Und doch sollte ihn die Gesellschaft empfinden. Man hörte, daß Paganini, dem dieses prachtvolle und kostbare Fest gegeben wurde, absagen ließ; man hörte, ohne eine andere Entschuldigung, als: er wolle nicht erscheinen. Allgemein war man entrüstet über diese bizarre Unart; allein sie hätten wohl milder richten sollen! Nicht Paganini's Kunstleistung verlangte man an jenem Abend, nur seine Anwesenheit, um nicht sich, sondern seine Büste krönen zu sehen, die in diesen Tempel der Unsterblichkeit heute eingeführt wurde. Dem armen Paganini wäre es wahrscheinlich zu Muthe gewesen, als ginge er mit seinem eigenen Leichenbegängniß, hätte er dieser Ceremonie beigewohnt; und dann war ja die Hauptperson, die Büste, wohlbehalten angelangt, und die Genueser vergaßen in der Freude dieses edle Kunstwerk anzustaunen, das lebende Original. Selbst der Marquis di Negro ließ sich durch den unangenehmen Vorfall nicht aus der Fassung bringen; er machte den liebenswürdigsten Wirth, las seine Lobgedichte auf den Virtuosen vor, und sechszehn Poeten

folgten nach, panegyrische, italienische Sonette, mit exaltirten Bildern, Ausrufungen, die zuletzt immer den Tempel des Ruhmes öffnen und die Unsterblichkeit verheißen. Nun wurde die Büste gekrönt und ihr ein Elysium für immer in einer Nische, im Angesichte des Meeres, angewiesen. Nach einer langen Andacht, der Poesie gezollt, öffneten sich die Säle und eine rauschende Musik ertönte aus einigen und lockte die Tanzlustigen zu den Quadrillen herbei. Eine schöne Italienerin nahm eine Fremde vertraulich am Arm und sagte im Hingehen: „Wissen Sie wohl, daß es mir eigentlich lieb ist, Paganini nicht hier zu sehen.“ — Und warum? fragte die andere. — Ich halte ihn für einen Mal - occhio. — Was ist das? — Nun, ich glaube er hat ein unglückbringendes Auge. Wir haben diesen Aberglauben, wir Italienerinnen. Es gibt Augen, Augen, o so schrecklich; jedem, den ihr Blick trifft, bringen sie Unglück! Ein Kind bricht einen Arm, ein Freund verliert sein Vermögen, eine Familie ihren Frieden; kurz, da man nicht wissen kann, wo man solchen Augen begegnet, so trägt man ein Amulet. Sehen Sie dies Korallenhalsband! — Und wirklich hatte sie ganz kleine, hübsche Korallen um den Hals. In diesem Augenblicke näherte sich ihr der Graf F. um sie zu einer Quadrille abzuholen, und richtete einen dunkeln Blick sehr ernst auf sie. Vergessen Sie jetzt nicht ihr Amulet, sagte ihr flüsternd die Fremde, doch sie vermied jede Antwort und folgte mit heiterer Sorglosigkeit dem Führer. Die einfache, ungekünstelte Erziehung der Italienerinnen, die sie weniger geistig ausbildet, erhält sie in einer so naiven Wahrheit ihrer Gedanken und Gefühle, die, wenn sie sich bei Ausgezeichneten mit Grundsätzen vereinigt,

unwiderstehlich liebenswürdig ist. Heute waren sie, diese schönen Genueserinnen, in den elegantesten Toiletten, und schritten wie Elfen so leicht über die Blumen hin, als könnten sie sich unter ihrem Tritte nicht biegen.

Unter den bunten Lampengängen bewegte sich das Gewühl hin und her, es war über den Garten ein helles Tageslicht verbreitet, die Eingänge, die Mauern des Walles schienen mit Lichtern so überdeckt, als hätte man den Einlaß in das Paradies mit einer Feuerprobe zu bestehen. Lange Blüthenkränze hingen von den Pfeilern nieder und wehten gleich bunten Schleyern über die Flammenbeeten. Die dunkeln Meereswogen sprühten im Widerschein der Lichter, nur die Schatten der Stadt streiften darüber hin, und eine stolze, spanische Fregatte segelte geisterhaft über der Tiefe; dunkle, hohe Gestalten bewegten sich auf dem Verdeck, das Meer hielt seine Wogen zusammengerollt, und ließ das Plankengebäude ruhig und einsam dahin gleiten. Einzelne Lichter, wie Blicke des Morgens, zuckten aus dem dunkeln Himmel, und so schön und glänzend die Erde auch um uns ist, wäre es Ahnung, daß wir doch immer wieder nach oben sehen, daß wir uns das Höchste nur in der Tiefe der Wolken, und noch ein anderes Glück, noch ein anderes Licht denken? — Angezogen durch die seltsamen Bilder der Nacht, in tiefer, innerer Stille, wurde man plötzlich erweckt durch alte, geschichtliche Namen, die man neben sich nennen hörte. Die altergrauen Familiennamen, die mit Lavagna oder für Doria stritten. Diese stolzen Genueser, jetzt als Fashionables gekleidet, mit der Pariser Cravatte und den hellen Handschuhen! Sie haben noch Reichthum, ihren Glanz, ihre goldenen Säle, aber die

Richtung der Gedanken auf ein Ernstes, Edles, Gemeinsames mag eine andere geworden seyn. Das Wohl Aller durch Alle zu begründen heißt ihnen nicht mehr nationaler Sinn. Das jetzige Italien denkt an Etwas, das ihm vielleicht zu Rechten verhelfen könnte, aber die Pflichten, die seine edle Vergangenheit auch übernommen hatte, liegen seiner Zeit ferner. Doch bewegt die Jugend dort, wie überall, jetzt ein reger, frischer Sinn. Sie lernen viel, sie lesen noch mehr, und ihre Bescheidenheit läßt sie in der ausländischen Literatur große Vorbilder erkennen. Die ersten Familien zählen viele junge Männer, die, wüßten sie ihre Kenntnisse so gut in das Licht zu stellen wie die Franzosen, bedeutenden Einfluß auf ihre Literatur und ihre Zeit gewinnen müßten, allein da ist Trägheit, zu große Bescheidenheit und äußerer Druck, dem man die Ideen unterwirft, ein mächtiges Hinderniß. Man erfreute sich an der wahren Heiterkeit, an dem frohen Sinn, der sich allgemein bei diesem Feste zeigte. Die Geselligkeit der Italiener ist noch eine angenehme, man liebt noch den Ideentausch. In den geselligen Kreisen Deutschland's ist jetzt ein Mangel an Mittheilung als wäre die Welt müde sich zu kennen und als sey jeder schon ein ausgesprochenes Wort für jeden. In Italien sind sie zu gutmüthig, um sich gegenseitig scheu aus dem Wege zu gehen und ihre Heiterkeit kann nur dabei gewinnen.

Eine kühlere Morgenluft wehte über die Pinien und spielte in dem frischen Lorbeerkranz um Paganini's Büste, und noch hatte das Fest nicht an Glanz und Frohsinn verloren; die Lampen blitzten noch immer

zwischen dem Orangengesträuche und vielleicht zog schon voller Sonnenglanz über das Meer und konnte das nächtliche Zauberbild doch nicht besiegen.

Am folgenden Tage sah ich in der Villa di Negro die welken Kränze, die ausgelöschten Lampen, die herabgestürzten Triumphbögen wieder.

Es war ein trauriger Nachblick; aber Paganini's Büste schien jetzt in einer zusagenden Umgebung, in dunkler Nische, in dämmernder Beleuchtung einzelner Sonnenblicke, die durch die düstern Pinien streiften, in langer Stille, nur unterbrochen von dem einförmigen Geräusche der Wellenschläge.

Der Einzug in Paris.

Das Programm sagte: Dimanche le 4 Juin, retour de Fontainebleau à Paris, der Einzug der Herzogin von Orleans in Paris. Die Tuilerien, die Champs Elysée, die Avenue von Neuilly, die Dächer, die Bäume, die Statuen, die Brücken, die Terrassen, dies alles war bedeckt mit einer Masse von Köpfen, die nur eine Richtung der Blicke, nur einen Ausdruck der Erwartung, der langen gespannten Neugierde, der innern Bewegung hatten. Diese fibrirende Unruhe in allen Gemüthern war nicht Rührung, Freude, sondern das was die Franzosen Sensation nennen. Sie kennen auch nur Sensationen und nicht das Glück. Dies beweist ihre Geschichte und ist in ihrem Charakter, ihrer Lebensweise selbst begründet. Es ist ein Leben durch die Sinne, das den Geist stets und unaufhörlich bewegt, eine Existenz, die in der Ruhe den Tod finden würde. Seit langer Zeit also war Paris nicht festlicher, lebendiger, erwartungsvoller. Es war in Allen eine Lust zu sehen, als gelte es eine neue Oper, ein Ballet, ein neues Schaustück. Man begrüßt sich nie in Paris; aber frohgestimmt bemerkte jeder heute den andern, man hob das kleinste Kind höher, damit es sein blondgelocktes

Köpfchen über Hüte und Schirme vorbeugen konnte. Die von der Sonne glänzenden Fenster der Tuilerien blendeten das Auge; sie schienen etwas Geheimnißvolles, einen Zauber zu verbergen, zeigten aber nur hin und wieder die brennend rothen Livréen des Hauses Orleans. Unten, in dem Garten die Reihe Bäume mit ihrem altergrünen Schatten — o hätten sie reden können! aber es lag der schwere Bann des Königmordes auf ihnen. Ich hatte den Blick hinweggewendet von den blutrothen Fenstern auf die Blumen der Terrassen. Die blühten wie lächelndes Glück. Da dachte ich wie auch eine edle Seele in schöner Blüthe, unbetroffen von den Schrecken und Bedeutungen der Zeit, in Demuth ihrem großen Berufe entgegen geht, ohne Furcht und ohne Rückblick, und es sind viele Wege, in denen nur der sichere Muth leiten kann.

Jetzt verkündeten die Kanonen die Ankunft der Herzogin am Arc de triomphe. Welchen Eindruck mochte der erste Anblick von Paris auf die junge Fürstin machen. Dies Paris, das jeder anders träumt als er es findet, das jeden nach seiner Individualität anzieht oder abstößt, das ohne sein geistiges, ewiges Licht nur ein dunkles, wunderliches Labyrinth wäre, ein Kaleidoscop seltsamer Formen, von der Kuppel von Notre-Dâme gesehen, nur eine Pygmäenwelt, ein Spielzeug in der Hand Gottes! Frau von Stael sagt: In Paris allein kann man den Schmerz vergessen, aber Ymbert Galloix, der arme Schweizer, der mit großen Hoffnungen, so geistesreich, so gemüthwarm dahin kam, starb an Paris. Er fand wie so mancher, der sein Talent dort zur Blüthe treiben will, nur Armuth,

bittres Leiden, Versprechungen ohne Hülfe und er stirbt, wie er in seinem letzten Briefe sagt, den uns Viktor Hugo mittheilt, *„par l'excès de la peine morale"* und mit dem letzten Hauche ruft er ein Wehe über Paris und seufzt: Oh néant! néant! —

Ueberraschend mußte indeß der Anblick der Weltstadt seyn, als die Prinzessin bei der Barrière de l'Etoile, dieser Pforte des Ruhmes, anlangte. Das wundervolle Monument, auf dem Napoleon's Armeen wieder auferstehen, das seine berühmten Todten zuerst als Auto da fée der neuen Tochter Frankreich's vorführte, stellte ihr die große Idee einer großen Nation auch zuerst entgegen und die prachtvolle Straße der Champs Elysée, die Reihe Paläste, der Platz Ludwig des XV. mit dem Obelisken von Luxor, waren es nicht die Wunder von Paris, die sie hier auf ein Mal erblickte? — Der Präfect, Herr von Rambuteau, hielt eine Rede vor dem Arc de triomphe; der König beantwortete sie mit wenigen herzlichen und gerührten Worten: „Je suis heureux et fier de Vous presentu ma fille d'adoption. Les Parisiens l'aiment. Elle en est digne par les qualites de son coeur et de son esprit." — Während dieser Zeit bildete die National-Garde ihre Spaliere. Diese Bürger, die im allgemeinen den Ausdruck der bonhomie in ihrer Physiognomie zeigen, standen wie Mauern zu beiden Seiten, schützend die Brust ihres Bürgerkönigs. Louis Philipp war zu Pferde, heute wieder zum ersten Male dem Druck einer Pistole, dem Mördergeschoß einer Höllenmaschine Preiß gegeben. Der König war wieder seinem Volke geschenkt und die

Freiheit dem König. Doch sah ich noch viele Blicke ängstlich auf ihn gerichtet.

Der Herzog von Nemours und der Prinz von Joinville, die Adjutanten, ernst und besonnen ihm zur Seite. Jetzt kam der Wagen der Herzogin von Orleans, die mit der Königin fuhr, Madame Adelaide und die Groß-Herzogin von Mecklenburg ihr gegenüber. Der Königin zur Seite ritt der Herzog von Orleans, mit freudestrahlendem Blick und Gruß: der Herzog von Aumale ritt gegenüber, an der Seite der Herzogin von Orleans. Dann folgte noch ein Wagen mit den Damen der Königin und der Prinzessinnen. Alle Blicke aber hingen an der Herzogin von Orleans. „Comme elle est bien, très gracieuse, ce n'est plus son Altesse, c'est *sa Grâce!*" so hörte man von allen Seiten. Ein rosa seidenes Ueberkleid und ein weißer Basthut mit einer einzigen, herabwallenden Feder war der einfache und höchst elegante Anzug, in dem sie sich den Parisern zuerst zeigte. —

Ihre graziöse Figur war leicht vorgebeugt um links und rechts zu grüßen. Sie war blaß und ihr Auge schien auch mehrere Male mit Besorgniß dem König zu folgen; doch lag in ihrem Lächeln und Gruß, womit sie dem Enthusiasmus der Menge dankte, viel inneres Glück! — Sie hat eine jener Physiognomien, von denen man sagen könnte: sie ist auf ein Rosenblatt gehaucht, so fein und geistig! Es sind Strahlen der Seele, die aus allen Zügen hervorbrechen und sie überleuchten. Das was die Franzosen un je ne suis quoi nennen; ein eigener Zauber, den das tiefe Gemüth und der reiche, belebte Geist über die ganze

Gestalt gießt und der mir erst später ganz klar wurde als ich das Glück hatte, der Herzogin vorgestellt zu werden und in einem langen, geistdurchdrungenen Gespräch diese seltene Mischung der lebendigsten Phantasie und des tiefsten Gemüthes bewundert. Metternich soll einst von der Prinzessin Helene gesagt haben: sie ist eines großen Thrones würdig. Ich glaube dies müßte man denken, würde man sie in einer Hütte begegnen, so viel Würde und Ausgezeichnetes ist in ihrer Erscheinung. Wie vieles hörte man nicht unter diesen grünen Bäumen der Tuilerien, im Augenblick der Erwartung von der Prinzessin und ihrer Liebenswürdigkeit erzählen! In Mecklenburg gab sie einer Bittenden ihre ganze, volle Börse und antwortete, als man ihr Vorwürfe über ein so reiches Geschenk machte: Il faut que je prends maintenant des lecons françois. — „Le roi en raffole sagte ein Hofbeamter aus den Tuilerien." Es war der glücklichste Tag seines Lebens als er die neue Tochter Frankreichs in Fontainebleau in seine Arme schloß. Jemand erzählte, wie die Herzogin unter einem Blumenbogen durchgefahren sey, wäre eine Rose in den Wagen herabgefallen. Sie nahm die Blume und drückte sie an ihre Lippen; ein Dank für die Worte, die sie über dem Blumen-Bogen las: „Elle est chère aux françois!" Jedes wußte einen Zug ihrer Liebenswürdigkeit zu erzählen, die edle Haltung, die sie überall zeigte, zu beloben. Auch von der Erbgroßherzogin von Mecklenburg sprach man mit großer Verehrung. Man hatte gefürchtet, in ihr eine Prinzessin zu finden, die mit spanischer Grandezza und Etiquette (denn so denken sich die Franzosen unsere deutschen Hofformen) im starken

Contrast mit der Familie Louis Philipp's erscheinen würde. Wie überrascht war man daher von ihrer edlen und einfachen Haltung, von dieser würdevollen Erscheinung, die ihr mit der Königin der Franzosen so viele Aehnlichkeit gibt und sogleich alle Herzen gewann. Kaum hätten wohl zwei Prinzessinnen in ganz Europa gefunden werden können in dieser geistigen und gemüthlichen Uebereinstimmung mit der königlichen Familie in Frankreich! Es war ein augenblickliches Verstehen und Hingeben, als wäre bei allen nur ein Grundton der Charaktere aus der Schule des Lebens hervorgegangen.

Wer hätte an diesem Tage Louis Philipp nicht lieben sollen, wie er sich groß und ruhig, wie er sich glücklich zeigte! Er hatte durch die Amnestie die Liebe der Nation wieder gewonnen. Sein Anblick, in dieser Ruhe, diesem Glück gebot Ehrfurcht. Aber in Paris ist es wie auf dem Meere! Kann man dort an eine Sicherheit der Gefühle denken? Jede Wolke droht Sturm und wird zu einer Lebensfrage und vielleicht ist es gerade dies Unbestimmte, diese Unsicherheit der Ereignisse, der Paris den schauerlichen Reiz gibt, wie ihn die Meeresfluth hat. Es ist hier alle Herrlichkeit, alle Freude der Welt und doch ein Hintergrund stets ein melancholischer Gedanke! Auf jedem Schritt eine Begebenheit aus dem Epos der letzten Jahrhunderte, in die Steine gegraben und doch das Nichts, die Frivolität des Unbestandes! —

Die königlichen Wägen gelangten endlich durch die Spaliere der National-Garde, durch die Fluth der Menschen in die Tuilerien. Hier wurde Halt gemacht und das Bürger-Militair defilirte vor dem König und seinem Cortège. Es war halb 5 Uhr und das Defilé währte

zwei Stunden. Dies militärische Schauspiel gab von der Terrasse gesehen einen prachtvollen Anblick im Glanze der Sonne. Diese wehenden Federbüsche, die glänzenden Waffen, zwischen dem grünen Wald der Tuilerien leuchteten wie eine Fata Morgana durch die klare Luft. Die meisten Nationalgardisten hatten Blumenbouquete auf ihre Flinten gesteckt. Ein tausendfaches: es lebe der König! erschallte; an dem Wagen der Herzogin hielten sie einen Augenblick, um diese zu begrüßen. Der Enthusiasmus war unendlich und die Herzogin dankte gerührt, überglücklich.

Um halb 7 Uhr endlich wurde die junge Fürstin von ihrem Gemahl und der königlichen Familie in den Pavillon Marsan eingeführt, einem Flügel der Tuilerien, der ihr zur Wohnung bestimmt war. Der Herzog hatte für sich und seine Gemahlin die Appartements auf das Geschmackvollste einrichten lassen, ganz im goût de la Renaissance, der jetzt in Paris der vorherrschende war. Die schweren, mit Gold und Silber durchwebten Stoffe, die Thüren und Wände überhängen, die reichhaltigen Draperien, die schweren Fauteuil's, persische Teppiche, eingelegte Tische — es ist die ganze schwere, solide Pracht aus dem Zeitalter Ludwig des XV. Am Ende der Reihe Zimmer, die für die Herzogin bestimmt sind, ist ein einfaches, in dunkler Farbe, nur mit einem Betpult von Mahagoni-Holz und darüber das Meisterbild von Schäfer — Christus der Herr! Wie hat wohl hier an jenem Abend sich zuerst ein Herz in Demuth und Glück vor Gott ausgesprochen! —

Die königliche Familie begab sich nun in den Banket-Saal. Der König erschien noch vor dem Diner mit

der Herzogin auf dem Balkon des Pavillon de l'Horloge; da die in den Tuilerien noch immer versammelte Menge durch ein immerwährendes „Vive le roi, vive le duc et la duchesse d'Orléans!“ den Wunsch lebhaft zu erkennen gab, die königliche Familie zu sehen. Der König nahm die Herzogin bei der Hand und stellte sie seinen Parisern vor. Ein einziger Freudenschrei füllte jetzt die Luft, anhaltend, enthusiastisch, der weit über die Tuilerien hinaustönte. Die Herzogin dankte mit unnachahmlicher Grazie und sagte tief gerührt zu dem König: „Sire, voilà un accueil tout françois!“ In diesem Augenblick lag für alle Umstehende etwas Bezauberndes.

Nach der Tafel, die in zweihundert Couverts in dem Saal Louis Philipp und dem Marschallssaal errichtet war, zeigte sich der König um halb 9 Uhr noch ein Mal mit seiner Familie auf dem Balkon. Es war die schönste Sommernacht, die Musik spielte auf der Terrasse, die ganz mit Lila's überblüht, wie eine Braut geschmückt zum Feste stand. Die Erscheinung des König's war auf das Neue ein Signal für den Volksenthusiasmus. Der König schien sehr bewegt, beugte sich über den Balkon und rief mit starker Stimme: „Je vous remercie de tout mon coeur mes amis! je suis bien sensible à votre accueil!“ — Er wurde hier unterbrochen von seiner eigenen Rührung und dem neuen Vivat des Volkes. Mit der Hand grüßend, verließ er den Balkon. Die Musik spielte Triumphgesänge und Märsche, die Melodieen der Vergangenheit! Es war endlich die Stunde, wo die Tuilerien geschlossen werden, und erregt bis tief in die Seele von dem

Ereignisse des Tages, verließen wir die schönen, duftenden Terrassen. — In zehn Jahren, dachte ich, könnte ich diese Bäume wieder finden — aber alles andre? — ist ein höheres Geheimniß, sagte mir meine Freundin, indem sie mich aus den Tuilerien zog.

Die Herzogin von Abrantés.

In der gewissenhaften Selbst-Zeichnung der Herzogin von Abrantés aus den bekannten Memoiren findet man die großen, geistigen Augen, die schwarzen Haare, die fein aufgeworfenen Lippen, die gebogene Nase wie hier in ihrem Bilde meines Album's und doch hat sich die Herzogin mit großer Verläugnung im Ensemble nicht geschmeichelt.

Ich dachte mir immer diese Frau wie eine lebende Vendôme-Säule aus der Kaiser-Zeit, die noch die Trümmer aus der Geschichte der abenteuerlichen Epoche hoch und kräftig überragt. Ich hätte ihr gerne einen Immortellen-Kranz zu Füßen gelegt, so wie man am Fuße der National-Trophäe solche Opferkränze sieht, die mit ihren ewigen Blumen den Ruhm und den Tod schmücken.

Noch eine von den wandelnden Gestalten aus dem Kaiserthum. Man denkt sich jetzt dieses Reich so fern wie im Mond; es ist das Mährchen, das man den Kindern vorsingt; es hat uns ein Mal ergötzt wie Robinsons Geschichte, und wir wissen wohl dies Etwas, das uns so unglaublich schien, so fabelhaft, so über Wolken ziehend wie der wilde Jäger, so über Winde

und Wellen gebietend wie Prospero — dies Etwas sey der Kaiser Napoleon gewesen!

Später im Leben wird die Erzählung dramatisch. Wir blicken auf einen Sarg hin, der mitten auf dem Ocean vor Anker liegt, ein neuer Leuchtthurm für die Ehrsucht der Welt. Wenn die Kränze der Eitelkeit, des Ruhmes und aller fantastischen Träume der Jugend blühen und duften, und farbenglühend die Stirne krönen, so ist man plötzlich am Ende der Geschichte, an einem einsamen Grabe. Hier aber tritt uns wieder aus Napoleon's Leben die ganze Poesie entgegen. Die Lyrik im patriarchalischen Hause zu Ajaccio, die Epopöe auf den Streifzügen durch die halbe Welt und das Drama auf der Insel St. Helena.

Für mich hatten stets die Menschen, die ihn kannten, die nur in seiner Zeit lebten, einen geschichtlichen Nimbus. Ich konnte mir denken, wie der Gewaltige seine Generation mit fortriß, wie sie auf seinem Todtenroß im sausenden Fluge über Schlachtgefilde bis in das Grab stürzte und unserer Zeit die kühlere Aufgabe ließ, ihn ruhig zu beurtheilen und den Schimmer seiner Thaten von dem Werthe zu trennen. Die Herzogin ist, was man in Frankreich une femme supérieure nennt. Gehalten und klassisch möchte ich sogleich ihre Erscheinung nennen. Man liest in diesen Zügen ein Sinnvolles, das an großen Erfahrungen reifte. Es liegt in den Physiognomien ausgezeichneter Menschen aus jener Epoche ein Etwas, das nicht Ruhe, nicht Resignation scheint, mehr eine Vergeistigung der Seher ist, nur daß jene den Blick der Vergangenheit und nicht der Zukunft zuwenden.

In einem Boudoir-Salon, wo Toilette, Schreibtisch, Junot's Bild, die Büste der Mutter, jener Griechin aus dem Stamme der Comenen, die reiche Vergangenheit, die resignirte Gegenwart seltsam zusammenstellten, trat mir die edle Gestalt der Herzogin wahrhaft plastisch entgegen. Ihre schönen, glänzenden Haare, die der Coiffeur so eben ordnete, flossen um ihre Schultern und hernieder beinahe bis zu den Füßen. Ueberrascht von dieser Erscheinung und in dem matt beleuchteten Zimmer wurde meine Stimmung feierlich, bis ihre Worte belebend, elektrisch, die tausend Gedanken anstatt der Lichter anzündeten. Ich habe nicht leicht Aehnliches bei einer Conversation empfunden. Es war der Magnetismus ihrer Worte, der die Gedanken anziehen, beleben, mit den ihrigen zu verbinden wußte, eine Allseitigkeit der Ansichten, die nie allein die Oberfläche berührte; aber Verstand und Gemüth, die ganze Seele in Aufruhr brachte.

Es schien mir, als lese ich jetzt erst die Memoiren. Alle Wechsel im Schicksale der Herzogin gingen an meiner Seele vorüber. Das Kind, wie es mit dem Kriegsgott spielt, der Hof der Josephine, die Vicekönigin in Lissabon, die Heldin in Spanien, die barmherzige Schwester am Lager des Wahnsinns, Napoleons Riesenfall, mit ihm der Untergang ihres Hauses, und endlich über den Trümmern hin ein Engel schreitend, die fromme Tochter, die ein Gelübde von der Welt getrennt, das Gebet dahin sendet, wo allein das Gewebe irdischer Schicksale zerreißt vor dem ewigen Lichte des Friedens.

Die Herzogin führte mich in ihrer Unterhaltung

zuerst in ihre letzte Soirée, die ich zu besuchen abgehalten war, und nannte mir die Berühmtheiten, welche ich versäumt hatte. Wir sprachen von der Gräfin G..., Lord Byrons Freundin, die jenen Winter in Paris anwesend, in die Cirkel der Herzogin aufgenommen war. Die schöne Frau! rief sie im Entzücken; Byrons verwilderte Melancholie mußte auch in diesem Ausdruck der Liebe und Milde die Ahnung des Friedens finden. Jetzt ist ihrem Leben die Seele und der Impuls genommen. Wenn man an das Automaten-Schicksal der verwaisten Liebe denkt, so erregt sie die tiefste Theilnahme. Schon seit einigen Jahren reist Byron's Freundin durch alle Länder, um wo möglich die innere Oede wieder zu beleben mit äußerem Treiben und der Nothwendigkeit des Handelns, die das Reisen mit sich bringt und so dem erloschenen Leben noch einige Kräfte anfacht. So zieht sie Byrons Schatten wie eine Sturmwolke noch mit sich weiter und die Ruhelosigkeit seines Lebens, die allen, die sich ihm liebend nahten, den Stempel des Unglücks tief eindrückte, wirkt noch nach seinem Tode fort.

Eine zweite Figur aus dem Salon, von der sie viel sprach, war der deutsche Maler S. — Er hatte mit seiner candeur, seinem kindlich wahren Gemüth die Herzogin sehr angesprochen, wie denn auch die geistreichen Pariser an den Fremden nur intressirt, was wahr, eigenthümlich, nationell ist. Uebrigens hat dieser Maler auch den Franzosen ein Kleinod gebracht, das Bild des Kaisersohnes, den sie einst in der Wiege sahen. Damals nannten sie ihn den König von Rom; jetzt den bleichen, armen Knaben! — Als die Herzogin

von einer schönen Frau sprach, die gestern in ihrem Salon war und ich ihr mein Erstaunen ausdrückte, daß ein so wenig geistreiches Wesen einen großen Genius in der Literatur zu fesseln wußte, gab ihr dieß Veranlassung ein bon mot zu sagen: Ce n'est pas surprenant! Les grands hommes aiment à se reposu und als man ihr sagte, daß sie sich den Haß einer Dame in Paris zugezogen, die sich beleidigt fühlte in dem Portrait ihres Vaters, das die Herzogin mit etwas grellen Farben in ihren Memoiren zeichnete, sagte sie gelassen: Voilà se que c'est de dire ce que tout le monde dit.

Die Literatur berührend, stellte die Herzogin Frankreichs und Englands Schriftsteller in Parallele. Victor Hugo's Notre Dâme de Paris war ihr das chef-d'oeuvre des französischen Romanes. Walter Scott's Werke, Ivanhoe mit seiner kunstvollen, unübertrefflichen Charakterzeichnung analysirte sie mit sehr viel Geist. Ueber den neuen Roman des Herrn von Custines „le nonde comme il est" gab sie mir eine treffliche Kritik aus ihrer Feder. Ihre Katharina II. war so eben erschienen und sie sprach mit Begeisterung von dem reichen, poetischen Stoff, den jene Zeit-Epoche der großen Kaiserin bietet. Unsere deutsche Literatur schien ihr weniger bekannt, nur der König von Bayern war ihr Repräsentant des ganzen poetischen Strebens in Deutschland und die Poesie seines Wirkens und die Größe aller seiner Ideen fanden auch in ihrer Seele einen Wiederhall der Bewunderung.

Da man in Paris nie aus einem Salon tritt, ohne zwei Worte wenigstens über Politik gehört zu haben,

so fiel es mir auch nicht auf, daß die Conversation eine solche Wendung nahm und in einer Phrase, die leicht hingeworfen wurde, ein ganz politisches Glaubensbekenntniß lag, das die vernünftige Mehrzahl in Frankreich aus verschiedenen Gründen theilt.

„J'aime la tranquillité et je ne conçois pas ce mal-aise qui fait remuer les françois actuellement sans but et sans gloire."

Wir waren im Winter 1835.

Ich führe hier noch eine Stelle aus den Memoiren der Herzogin an, die diese femme forte am besten bezeichnen:

Eine Frau also, die alle Wunder des Zeitalters und den furchtbaren Umsturz aller Dinge gesehen, die ihr Auge gewöhnte an die leuchtenden Gestirne, die ihr vorüberzogen, und zugleich an das kriechende Gewürm ihr zu Füßen; eine Frau die mit demselben Ohr den Donnerschlag hörte, der einen Thron stürzte und den Siegsgesang eines ganzen Volkes; diese Frau ist gestählt mit Kraft und ihre Seele muß stark seyn; sie wird den Tod nicht fliehen wenn der Tod ihr begegnet; sie wird große Gedanken haben und großen Willen.

Das letzte Namensfest der Herzogin von Abrantés.

Es war der zehnte August des Jahres 1837. Eine Frau stand mitten im hell erleuchteten Salon, umringt von einheimischen und fremden Notabilitäten, eine Fülle von Kränzen und Blumen zu ihren Füßen, eine liebende Familie ihr zur Seite. Sie, die Minister, Generäle, alle literarischen Berühmtheiten Frankreichs, ihre Freunde nannte, hörte heute nur schmeichelnde Worte der Liebe und Freundschaft; auf allen Tischen sah man Album's und auf jedem Blatte Huldigungsgedichte. Sie schien so glücklich, so gefeiert; jetzt vielleicht dankbarer für jeden Beweis uneigennütziger Liebe und Bewunderung, wie früher in den glänzenden und höher gestellten Verhältnissen. — Sie erschien uns diesen Abend noch jugendlich, im weißen Kleide mit Spitzenbesatz und blaßgelben Schleifen, die kurzen eng anschließenden Aermel, die den schönen, vollen Arm sehen ließen, mit goldenen Braçelets geschmückt. Die glänzend schwarzen Haare, das dunkle Auge, die imponirende Gestalt gehörten nicht der Matrone.

Wir beugten uns alle vor dieser Frau, die uns schön wie ihre Vergangenheit, groß wie ihre Geschichte,

hervorragend wie ihre Zeit, ein letztes Traumbild aus einer Phantasmagorie schien, schon durch ihre geistige Ueberlegenheit, auch ohne ihren historischen Ruhm überall als die bedeutendste Erscheinung bezeichnet. Diese Kränze, die man an sie verschwendete, so daß sie lächelnd sagte: „scheint es nicht, als wäre ich heute die Königin der Blumen?“ — in einem Jahre sollten sie verwelkt auf ihrem Grabe liegen — dem einsamen Grabe mit dem hölzernen Kreuz! —

Hätte man damals diesem Gedränge von Weltleuten, Künstlern und literarischen Notabilitäten voraussagen können, daß die Herzogin von Abrantès, die Wittwe Junot's, geliebt, bewundert von allen, in weniger als einem Jahre die letzten Thränen der Verlassenen weinen sollte, die der Tod krönte, sie würden im Entsetzen dies unmöglich genannt haben und doch war es möglich in Paris, unter Bewunderern, Freunden und Bekannten; denn dies Scheinleben, das alle nur der Menge zeigen, verbirgt oft die tiefsten Wunden, und Hülfe kommt dann zu spät, weil bei ganz zerstörten Verhältnissen, wirkliche Hülfe unmöglich wird. —

Wer die Herzogin von Abrantès kennen lernte, mußte sich in Liebe zu ihr hingezogen fühlen. Ihre Seele war Licht und Leben; man hatte ihre geistige Existenz empfunden, wenn ihr Blick die Gedanken traf, man erkannte sich, verstanden von einer höheren Intelligenz.

Ihr Leben war ein reiches, von dem Himmel begünstigt in Freude und Leid; denn sie hatte das Bedeutendste ihrer Zeit mitgelebt, alles Große mitgefühlt

und gedacht, und ihr Geist ward gehoben und geläutert in dem Strome der Ereignisse. Kaum ist es glaublich, daß ihr in den letzten Tagen äußerer und innerer Leiden der Muth so tief gesunken ist, wie es öffentliche Blätter aussagen. Eine Seele, wie die ihrige, wird nicht so plötzlich paralysirt, um so mehr, da sie nichts höher an den Frauen achtete als jenen geistigen Muth, der sie über ihre Verlassenheit stellt, der zu dulden, zu ertragen und zu hoffen vermag. Wer kann entscheiden, ob Krankheit oder ein anderer Tod der Seele ihrer letzten Agonie vorausging? Sie ist an Hoffnungslosigkeit gestorben, aber welch' tiefer, unausgesprochener Schmerz hat vielleicht das starke Herz gebrochen! —

Eine Frau, die alle Illusionen des Lebens an sich vorüber ziehen sah, wie in einem Mährchen aus tausend und einer Nacht, die Paläste und Hütten bewohnte, mit Kronen und Schwertern spielte, Diamanten und Blumen in den Haaren trug, den Vollgenuß des Lebens und aller Schrecken des Todes kannte, und sich doch noch auf die Ruinen ihrer Vergangenheit wie eine Siegerin über Grab und Tod stellte, und ihrem Geist alle Lebendigkeit, ihrem Herzen alles Wohlwollen bewahrte, mußte eine Fülle der Liebe in ihrer Seele tragen, die alle Fehler überwiegt. Die Herzogin war edel und sie hatte dem Leben eine Seite abgewonnen, die uns die Höhe ihres geistigen Standpunktes zeigt. Sie richtete den Blick ruhig nach der Vergangenheit und ihren Gräbern, denn sie erkannte wie ein gewaltiger Sturm über die Welt hingehen müßte, um sie vom mephytischem Qualm des Egoismus zu reinigen; sie hatte eine zweite Jugend gefunden in dieser Ruhe

und Ueberlegenheit der Erfahrung. Die Memoiren der Herzogin von Abrantès erklären dem spätern Geschichtsforscher vielleicht besser als historische Werke das große Räthsel Napoleon und seine Zeit. Man erkennt hier mehr wie irgendwo den Geist und die Tendenz jener Tage und wie das System des einen Mannes, der sich und andere beherrschte zur Parole der Welt durch einen monstruösen Willen runde. Der riesenhafte Egoismus, der nur noch vergißt sein Ich Gott zu nennen, bändigt die Welt, reißt überall die äußere Freiheit nieder, weil die innere mangelt, und in diesem Blendwerk, das sie Glück und Ruhm nannten, kommt eine Frau wie die Herzogin, die jede Eitelkeit kennt und liebt, doch immer wieder zu dem Bewußtseyn: hier ist keine Wahrheit! Daher wird sie die Norne, die auf Felsenklippen in die Brandung des Meeres singt; und wenn sie am Abend das müde Haupt an die Triumphpforte lehnt, der die Namen jener Helden in Flammenschrift trägt, so rauscht noch ein Mal über ihre Harfe der Siegsgesang der großen Armee und der letzte Hauch ihrer blassen Lippen seufzt Junot und Bonaparte! —

In der Wiege schon von historischem Ruhm umgeben und in einem Hospital sterben! O das Schicksal hat seine tiefen Räthsel! Man tadelte die Herzogin, daß sie ihren Verhältnissen keine Einfachheit abgewinnen wollte und sich einer Bedeutendheit bewußt war, die sie auch in ihrer äußern Stellung wieder herzustellen trachtete. Dies mag sie in immerwährenden Kampf mit nicht geordneten Verhältnissen gebracht haben, den schmerzlichsten für eine Seele, wie die ihrige, und doch wäre es vielleicht möglich gewesen, sich durch strenge

Zurückgezogenheit frei zu machen; aber der Salon war ein Element, dem die Herzogin nicht entfliehen konnte. Ihr Geist verlangte Aufregung, vielleicht mehr noch ihr Herz, das in Stürmen erzogen und wie der Schiffer auf hoher See immer nur mit Furcht und Hoffnung kühn gespielt hatte und so jeder Einförmigkeit fremd war. Ich sollte sie das letzte Mal an jenem Abend sehen, wo mir ihr Bild, wie aus dem Goldrahmen ihrer glänzendsten Zeit entgegentritt. Es bleibt eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens, wie wir in diesem blumenerfüllten Salon, zwischen Licht und frischer Eleganz, die verehrte Frau schon wie geistig verklärt sahen, in dieser Stunde kein Mißklang ihre Seele trübte, wie Freude und Anerkennung die Wunden des Lebens verborgen hielten. Ihre Tochter war gleich dem Engel kindlicher Liebe ihr zur Seite, mit jenem Ausdruck frommer Resignation in den feinen, blassen Zügen, der neben den glänzendsten Schönheiten immer noch die Blicke auf sich zieht. Es schien, als hätte sie den Schmerz übernommen, um der Mutter Glück und Vergessenheit zu geben! —

Man sagt: diese Tochter wollte sich einst unter die barmherzigen Schwestern aufnehmen lassen. Wahr ist es, ein Hauch des Klosters ist über sie hingegangen; wie eine Todte schien die bleiche Gestalt nur aus dem Grabe zum Leben zurückgekehrt, oder vielmehr wie ein Engel aus der Heimath in die Welt wieder gesendet! —

Die Einfachheit dieser Feier contrastirte wohl sehr mit den glänzenden Festen, die einst eine reiche Vergangenheit der Herzogin brachte; wie jenes Stiergefecht in Spanien, nur Königinnen als Fest gegeben,

das Junot für seine Gemahlin veranstaltete; oder das Fest der Stadt Paris, wo ihr die Maires den kolossalen Blumenkorb überreichten, mit den künstlichen Blumen, „die nie welken sollten“; denn Madame Junot hatte damals als Gattin des Gouverneur von Paris, eine der ersten Rollen im großen Schauspiel der Kaiserzeit übernommen; oder jene Wasserfahrt auf dem See vom Bourget, in den Bergen Savoyens, wo die Napoleoniden und der Sturm und die Begeisterung von Talma eine Scene aus Shakespeare schufen, eine Feier, grandios, wie sie die Herzogin wohl nie mehr erlebte, und jetzt! — die bescheidene Wohnung Rue Navarin Nro. 13., einige Zimmer voll Blumen, ihre Kinder, einige Freunde, Bekannte, Fremde mehrerer Nationen, und dann der Abend des Lebens, die Ruhe des letzten Tages, noch ein Gruß des Friedens nach den Stürmen, — so war es jetzt, so schien es an jenem Abend.

In ihren Memoiren sagt die Herzogin: dieser Tag sollte immer ein Tag des Glückes in Erinnerung und Hoffnung für mich seyn! Wie hat der Tod diese letzten Hoffnungen getäuscht! —

Die Herzogin wußte vortrefflich einen Salon zu organisiren. Man sah sie mit allen Anwesenden beschäftigt mit jener Aufmerksamkeit, jenem feinen Takte des Wohlwollens, der bei vollendet gutem Tone nicht mehr eine Fertigkeit, nur der Ausdruck wahrer Güte ist. Einer Erscheinung wendete sie indeß vorzüglich ihre Aufmerksamkeit zu, die durch Schönheit und einen gefeierten Namen alle Blicke auf sich zog. Es war Adèle Hugo, die Gattin des großen Dichters, die wie

ein Frauenbild aus Raphaels Schöpfungen, oder wie jene Odaliske aus den Orientalen, in allem Zauber südlicher Schönheit eine auffallende Erscheinung, selbst in diesem Salon war, wo die blonden Undinen England's, die tiefen Augen der Schönheiten Madrid's, die edlen römischen Züge nicht zu den Seltenheiten gehörten. —

Die Herzogin hatte Victor Hugo und seine Gattin zu einem Familien-Diner an jenem Tage gebeten. Der Dichter sollte aber noch Abends nach der Normandie abreisen, um sich aus dem Wellenschlage des Meeres neue Begeisterung zu holen. Er erschien daher nur einen Augenblick, um seine Gattin zu der Herzogin zu führen und seine liebliche Tochter Leopoldine, die in ihrer Esmeralda-Gestalt schon eine eigenthümliche Grazie entfaltet und diesen Abend, zu den Füßen der Mutter auf einem Teppich knieend, ein ideales Bild gab. Die Herzogin zeigte wie immer eine enthusiastische Verehrung für Victor Hugo, den sie Frankreichs größten Dichter nannte; aber sie stellte ihn nicht allein auf das Piedestal des Ruhmes; sie gab ihm die innigste Freundschaft, ein großes Vertrauen, das Victor Hugo, durch viele Beweise edler Gesinnung vollkommen rechtfertigte. Sie erhob seinen moralischen Werth so hoch wie sein Genie, und Victor Hugo war ihr vielleicht noch dankbarer für ihre Freundschaft, wie für die enthusiastische Bewunderung. „Nicht wahr man muß sie lieben?" sagte Madame Abrantès, indem sie die liebliche Gattin des Dichters umarmte, ist sie nicht der Engel der Güte und Liebe selbst? Adèle Hugo schlug ihre großen und dunkeln Augen wie in Demuth zu der

Herzogin auf, und ihre schönen Züge schienen bewegt von der Freude der Anerkennung.

Ich hatte lange mit Madame Junot, der interessanten, ältern Tochter der Herzogin gesprochen und mich mit ihr in ein Boudoir geflüchtet, wo wir auf einer Causeuse es viel behaglicher als im Gedränge des ersten Salons fanden. Wir durchblätterten die Albums, wo der berühmten Mutter die Huldigungen aller Dichter und Schriftsteller Frankreichs dargebracht sind, wie auch der fremden Berühmtheiten, für die ihr Haus in Paris zugänglich war. Ich fand unter diesen Blättern ein Gedicht von dem Marquis de Custine, dem Verfasser von dem bekannten Roman „le monde comme il est“, dem Freunde Rahels, das im Feuer reiner Bewunderung und Freundschaft gedichtet, noch glänzendere Farben wie die übrigen trug und wieder Verse von Delphine Gay, so aus liebender Seele geschrieben, als wären sie in Begeisterung improvisirt. —

Waren dies nur Worte, alles dies nur Worte ohne Leben und Wahrheit, auf die sich die Herzogin in ihren letzten, dunkeln Tagen nicht mehr verlassen konnte? O nein, das menschliche Gefühl erstirbt nicht, da wo sich Liebe und edler Sinn so wahr ausspricht. Welcher von allen diesen hätte der Hoffnungslosen nicht geantwortet, aber der Ruf kam zu spät, aus dem Grabe, und ein schweigendes Leiden tödtet in Paris, wo die Millionen Stimmen in dem Echo jedes Tages wiederhallen, wo dies dumpfe Getöse von Lust, Schmerz, politischem Geschrei betäubend und anfordernd auf jeden wirkt und das Unglück wie die Barmherzigkeit durch ihre Stimmen allein mitzählen.

Wir blieben nicht lange ungestört in unserm traulichen Asyl. Die Blumen, die es durchdufteten, die weichen Divans, die bequemen Causeusen, die kleinen Tische mit ihren Rococos, Albums, Gemälden, mit den Erinnerungen aller Länder, die von der Herzogin bereist waren, lagen wie ein Tagebuch aus ihrem Leben, aufgeschlagen da, und zogen mehrere aus der Gesellschaft in dies letzte Zimmer. Einige Damen aus dem Faubourg St. Germain, die sich ganz ohne Partheihaß von den Volants auf den Kleidern der Herzogin von Orleans unterhielten, ein junger, schöner Mann, der Herzog von Abrantès, eine Dichterin, Madame Valdor, deren dunkle, geistige Augen das Glück ihrer Züge machen, der Schatten einer Engländerin, geistig, blaß, von einigen andern Schatten umringt, wie Fantome der Nacht durch die hell erleuchteten Zimmer streifend, die Gräfin P. aus Rom, eine Italienerin, aus Imagination und Indolenz erschaffen, wie ihre ganze Nation, liebenswürdig und natürlich wie es nur Italienerinnen sind; ein deutscher Arzt, schon vielleicht zwanzig Jahre in Paris und doch noch gemüthlich wie ein Deutscher und endlich die Herzogin von Abrantès selbst, die ein kleines Mädchen an der Hand führte, der Liebling und l'enfant gâté des Hauses, ein wahrer, kleiner Dämon.

Die Herzogin setzte sich neben mich auf eine Causeuse und wie sie uns mit ihrem Dichter-Album beschäftigt sah, nahm sie Gelegenheit von Frankreichs literarischen Notabilitäten zu sprechen. Madame Dudevant (George Sand) sagte sie, ist mit Recht unsre erste und berühmteste Schriftstellerin. Ihr Styl ist hinreis-

send. In André hat sie mir eine Idee entliehen, die ich in einer meiner frühern Erzählungen wieder Victor Hugo entnommen habe, — jene über die gesellschaftlichen Kämpfe.

Die gesellschaftliche Stellung (la position sociale) wird in Frankreich oft noch strenger genommen wie in andern Ländern. Die meisten Fremden sind überzeugt, wir setzen uns seit der Revolution über die Formen hinweg und haben jede Scheidewand der Stände niedergerissen; aber ich kann Ihnen ein Beispiel anführen welches mächtige Areopag die Gesellschaft in Frankreich noch gegenwärtig ist. Einer meiner Bekannten, Graf N. vermählte sich mit einer Schauspielerin und es war ihm nicht möglich, seine Frau in die höhere Gesellschaft einzuführen. Ich bin auch gewiß, solche Vorurtheile werden sich nie ganz verlieren, oder immer wieder aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie nun ein Mal in der Welt bestehen, neu erzeugen. — Ich konnte mein Erstaunen über diese aristokratischen Ansichten in Frankreich nicht verläugnen. Diese werden Sie in jedem Dorfe finden, sagte sie, unter den einfachsten Natur-Kindern. Der Maire wird seine Tochter dem Taglöhner verweigern, der Bauer wird sich besser dünken wie sein Knecht, obgleich beide auf gleicher Stufe der Bildung stehen. Kenntnisse also, geistige Gleichheit vermögen nie allein die Stände zu nivelliren; dies kann vielleicht nur ein moralischer Sinn, ein ächtes Christenthum, wenn dieses einst ganz den Zeitgeist durchdringt und dann noch bezweifle ich es. Die Demuth wird wohl immer eine unsrer ersten Tugenden bleiben müssen und diese schafft die Rangordnung. Es

ist schade, sagte sie, wieder auf George Sand zurückkommend, daß diese nicht die Conversations-Gabe der Stael hat; allein sie spricht weniger als sie denkt und beobachtet. Jene war Improvisatrice in jedem Salon; Madame Dudevant, in ihrer innern Welt lebend, ist vielleicht noch genialer. O hätten Sie Frau von Stael gekannt! diesen Vulkan ihrer Rede; sie war wie eine großartige Natur-Erscheinung! — Ein junger Mann, nach seinen Reminiscenzen zu urtheilen, wahrscheinlich aus dem Faubourg St. Germain, trat zu uns, als er Frau von Stael nennen hörte. „Ich muß Ihnen ein bon mot von Madame de Stael mittheilen, sagte er uns, das mir meine Mutter einst erzählte. Beide, meine Mutter und die berühmte Schriftstellerin, waren eines Abends in einem Salon; meine Mutter suchte sich durch die Menge bis an die Thüre zu drängen um wieder nach Hause zu fahren. Frau von Stael sah wie sie sich ängstlich links und rechts den Ausweg bahnte und sagte ihr lächelnd: N'ayez pas peur, Madame, ou fait toujours place dansce mond aux gens qui s'en sont.“ —

Die Herzogin sprach von ihren Memoiren. Sie hatten ihr so viel Schmerz als Ruhm gebracht, Feinde gegeben, und wenn sie den Einzelnen nannte den Haß der Familie aufgeregt. Man forderte von ihr, als Pfand des Friedens die lächerlichsten Widerlegungen. Da wir von Berichtigungen sprachen, sagte ich ihr, daß sie wohl auch der Geschichte schuldig sey, ihr den wahren Namen jenes jungen Polen wieder zu geben, dessen Heldenthat sie im 13ten Band ihrer Memoiren erzählt, und die sie mit allem Zauber ihrer phantasie-

vollen Sprache ausschmückte. Sie hatte den Helden der Erzählung Lekinsky genannt. Jener junge Pole aber, von Murat an Junot gesendet, der sich durch alle Feinde den Weg nach Portugal bahnen mußte, in Gefangenschaft der Spanier gekommen, auf alle Fragen, die man an ihn richtete, keine Antwort hatte; in einem Gefängniß, wo ihm die Foltern der Inquisition drohten, den glühenden Durst, Hunger, alle Schrecken einer langen Agonie ertrug, keinen Laut, kein Zeichen gab, das ihn den Spaniern als Feind verrathen konnte, und als er endlich den Tod sieht, den gewissen Tod und man ihn mit dem Rufe aus dem letzten Schlafe weckt: „man will Dich retten!“ — auch dann noch mit Muth und Geistesgegenwart immer nur die einzigen deutschen Worte wiederholt, die man von ihm hört „was will man von mir?“ — jener Pole, der ächte Repräsentant seiner edlen und seelenstarken Nation war der General Kamiensky, der in diesem Augenblick entfernt von seinem Vaterlande lebt. Die Herzogin nannte die That eines Spartaners würdig und hielt es für Pflicht, den wahren Namen bei der ersten Gelegenheit, die sich darböte, der Geschichte zu übergeben.

Wenn Madame Abrantès über ihre Vergangenheit sprach, so mußte man sich an die Rolle erinnern, die sie selbst in dem großen Drama spielte. Junots dunkle Gestalt sah aus dem Rahmen und geisterbleich die Alabaster-Büste der griechischen Mutter Panonia, dort aus der Nische herüber; aber die Herzogin gehörte in solchen Augenblicken so ganz der Gegenwart mit der Lebendigkeit ihrer Auffassung und der Hingebung ihrer

Persönlichkeit, daß man sich fragen mußte: ob sie eine glückliche Phantasie über all dies Erlebte, wie auf den Flügeln eines Traumes emporgehoben, oder ob sich die Schrift der Zeit auf diesen ruhigen Zügen verwischte; doch um die blaß gewordenen Lippen zuckte ein Schmerz, bei der leisesten Berührung der Vergangenheit, jener tiefe, im Innern fortarbeitende, der das gebrochne Herz zum Todtenopfer macht.

Wenn die Herzogin von Deutschland sprach, so kam sie mit Enthusiasmus auf Fürst Metternich zurück, der blendend in ihrer Erinnerung lebte. So verschieden sich diese beiden Charaktere, selbst nationell entgegen stehen, so war doch hier eine wahre und innige Freundschaft gegründet und der Fürst mag durch seine große Geistesklarheit, wie so oft Goethe durch seine Meisterschaft über sich selbst, den scharfen aber unbestimmten und leidenschaftlichen Verstand der Herzogin wie mit höherer Macht sich untergeordnet haben: denn ihre Freundschaft war eine Anbetung. Jemand nannte den Fürsten: l'enrayure de ce siècle, der vielleicht glücklich das zu schnell dahin rollende Rad der Reformen aufgehalten hatte. Oui, sagte sie, sans lui on auroit roulé trop vîte et il y a des abîmes là-bas! —

Die Herzogin fragte nach Frau von Chezy, und sagte von ihr: sie hat nicht allein einen genialen Verstand, auch das beste Herz; gewiß ist dies ein schönes Wort für eine unsrer ausgezeichnetsten, deutschen Dichterinnen.

Madame Abrantès war jetzt stärker wie vor drei Jahren und hatte an jugendlicher Haltung etwas verloren; aber ihr dunkles Auge, dieses Meer von Licht

und Geist war noch immer blendend. Elle peut encore fasciner, sagte ein Pariser. In der Gesellschaft verlautete, sie würde sich wieder vermählen; wahrscheinlich gab aber nur die Vermählung ihrer Tochter zu dem Gerüchte Veranlassung.

In dem ersten Salon wurde auf einem Piano präludirt. Die Herzogin forderte uns auf, den Gesang einer Dame zu hören, deren Altstimme sie vorzüglich nannte. Eine schöne Frau saß an dem Klavier und sang das liebliche, einfache französische Lied: „Toi." Die Sängerin legte so viel Ausdruck in die sinnigen Worte, ihre Stimme hatte jenen vibrirenden Schwung, jenen Klageton der Seele, der in allen Herzen, die je gelitten haben, einen Wiederhall findet. Ich erinnere mich, daß ich bei der Schlußstrophe zu der Herzogin hinüber sah, die sich über den Fauteuil der Sängerin beugte; in ihren Augen glänzte eine Thräne der Rührung. —

Während des Gesanges trat eine Dame ein. Ihre graziöse Tournure, ihre liebenswürdige Freundlichkeit waren mir auffallend. „Es ist Madame Ancelot, sagte mir die Gattin Victor Hugo's, die so großen succès durch ihre „Marie" im theatre françois erhielt. In diesem Augenblick ist sie die gefeierte Schriftstellerin. Madame Ancelot hat den scharfen, beobachtenden Blick der femme auteur, aber auch viel weibliche Liebenswürdigkeit."

Alle Erfrischungen, die nun gegeben wurden und die das in den Journalen so oft besprochene Zuckerwasser reichlich überboten, zerstreuten wieder die in dem Salon zusammengedrängte Gesellschaft. Die ganze

Einrichtung des Hauses, die Bedienung, die Beleuchtung selbst bis auf die Treppe hinab hatten jenen Stempel der Eleganz, der hier nur vollkommnen Wohlstand und behagliches Leben vermuthen ließ. Es war schon Mitternacht vorüber und immer füllten sich noch die Zimmer mit Glückwünschenden. Die Herzogin, obgleich aufgeregt, schien jetzt doch beinahe erschöpft. Ich war in einem intressanten Gespräche mit einer jungen, schönen Venetianerin, die von einer befreundeten Familie in ihrer Vaterstadt von mir sprechen hörte, mich nun ganz unerwartet in dieser Soirée in Paris findet, und mit welcher Freude nun mich zurückführt in die Erinnerungen aus jener Traumstadt, in den Zauber ihrer Mondbeleuchtung, den Gondeln, den St. Markus-Thürmen, den schweigenden, düstern Palästen, Venetia, dieser Braut des Orients.

Adèle Hugo schreckte mich auf aus diesen schönen Erinnerungsbildern; es war ein Uhr und wir wollten den Salon unbemerkt verlassen. Die Herzogin hatte aber den Wink gesehen, den mir Madame Hugo gegeben und folgte uns nach in das Vorzimmer. Hier hielt sie uns noch lange im traulichen Gespräche zurück, gab uns Aufträge an Victor Hugo, sorgte, daß wir uns in Mantillen und Shawls warm einhüllten; ich sehe sie noch mit ihren kleinen weißen Händen beschäftigt wie sie mir in freundlicher Sorge ein Tuch um den Hals knüpfte. „Ich werde Sie in diesen Tagen besuchen, sagte sie mir und wir fahren zusammen nach Auteuil.“ Dies waren die letzten Worte, die ich von ihr hörte; ich sah sie nicht wieder, da mich einige Tage später Briefe nach Deutschland zurückriefen.

Als wir in den Wagen steigen wollten, sahen wir noch einen jungen Mann an uns vorüber eilen, die Treppe hinauf. Ich komme, sagte er, und Sie gehen. So spät legen Sie Ihre Lorbeeren zu den Füßen der Herzogin nieder? riefen wir ihm zu. Es war der Dichter Boulay-Paty, der einige Tage früher den ersten Preis von der Akademie erhielt für sein schönes Gedicht „l'arc de triomphe." Er hatte die Helden des Kaiserreichs besungen. Bei Junots Gemahlin, der Herzogin von Abrantés, holte er sich nun seinen Kranz!

Das Diorama.

Wo werden Sie heute hingehen? sagte ein Engländer, der erst in Paris mit seiner Familie angekommen, sehr neugierig war die Wunder der Weltstadt mit jenen der Themse zu vergleichen. — Ich will Sie nach Gent führen. — Wie? auf einer Eisenbahn? Nein! — Mit Locomotiven? — Auch nicht. — In einem Luftballon, auf dem Rücken eines Adlers, der uns durch die Wolken trägt? — Wie sarkastisch! aber lachen Sie nicht zu früh; es kann nicht lange mehr währen so fahren wir auf solchen Luftwagen über ganz England hinweg, ihrer Nationalität an der Nase vorüber. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Heute reisen wir nach Gent, sehen auch noch den Schwarzwald und ruhen einen Augenblick in der alten Kirche St. Etienne du Mont aus. — Was? den Schwarzwald, Gent und St. Etienne? — Bleiben Sie in Ihrer Ruhe und verlassen Sie sich auf mich. — Wir steigen in den Wagen; der Engländer mit dem Kopfe immer außer dem Kutschenschlage, sehr ernst und wichtig nach jedem Namen eines jeden Gebäudes fragend. Ich, mit beinahe französischer Beweglichkeit und Gutmüthigkeit zu jeder Antwort bereit. Der kalte, ruhevolle Engländer be-

trachtete mit einer gewissen Verachtung die engen, kothigen Straßen, versperrt durch Karren und Waaren. Ich muß gestehen, daß wir auch nicht gerade durch die schönsten Quartier's der Weltstadt kamen. Was that es auch? Hat London denn nicht auch alte und krumme Straßen? Man muß von allen Dingen nur immer die schöne Seite sehen! —

Jetzt sind wir auf den Boulevards. Ich denke, sagte ich, daß diese Doppelreihe grüner Bäume einen freundlichen Anblick gewährt. Ja, erwiederte der Engländer kalt, das ist nicht so übel. Bald hält der Wagen still. — Aber wo sind wir? — Doch ohne ihm die Zeit zu lassen sich zu besinnen, führen wir ihn durch einen langen, dunkeln Corridor plötzlich zur Schelde, an den Hafen von Gent.

Er bleibt unbeweglich und ich zufrieden mit seinem Erstaunen, betrachte mit neuer Bewunderung dieses klar schimmernde Wasser, den Kai, die Gebäude, diese Atmosphäre im feuchten Duft! — Das ist gut! sagt mein Engländer; ich glaube in London zu seyn; so ist unser Tageslicht, so ist unsre Sonne! —

Indessen strahlt die Sonne glänzender, sie scheint wirklich Nebel zu zerstreuen, die den Horizont verdunkeln. Die Schiffe vergolden sich, die Luft spielt in dem Tauwerk, die Welle strahlt den Himmel zurück und nach und nach verschwimmt der Glanz und durch alle Abstufungen des Lichtes kommt man zu der Stunde, wo alles zweifelhaft wird, wo die schwankenden Schatten sich vermischen und brechen; jetzt indeß leuchtet die Stadt, der Mond geht auf und die Scene, nun in einem andern Lichte, zeigt ganz entgegengesetzte malerische Effekte. —

Mein Insulaner schien in Betrachtungen versunken. Ich treibe ihn mir zu folgen und in weniger als einer Minute sind wir mitten in der Wildniß. Felsen, ein Wald, ein Strom, eine ermordete Frau, wie es scheint beraubt und hingeworfen; noch ein verlorner Hut, eine zerbrochene Brücke, alle Anzeichen, daß hier ein zweites Opfer in die Wellen versenkt wurde. Dort in jener Felsenhöhlung ein Feuer, das zurückgelassen, die grauenvolle Scene lustig erhellt! — Ein Schauer überfällt Euch, ihr zittert hier die Mitschuldigen zu werden an der gräßlichen That; ihr klagt dort den leuchtenden Mond an, daß er sein Licht dazu geliehen hat. Er aber gleitet ruhig zwischen leichtem Gewölke hin und verstohlen dringt sein Strahl durch die Lichtungen des Waldes und erzeugt die tausend phantastischen Formen. Könnte man vergessen, wie man daher gekommen, man müßte sich hier wirklich mitten im Schwarzwald glauben.

Der Engländer betrachtete stillschweigend und bewunderte. Mehr wollte ich nicht. Bald mußten wir uns von diesem Gemälde losreissen und waren nun mit einem Schritt in der Kirche St. Etienne du Mont. Sie ist verödet und nur zwei Engel von weißem Marmor stehen in Anbetung vor dem Heiligthum. Das Licht kreist um die Säulen, durchbricht die Glasmalereien der alten Fenster und schmückt sich mit ihren buntesten Farben! —

Die tiefen Wölbungen, die durchbrochene Treppe, die sarazenische Architektur geben dem Gebäude eine eigenthümliche Physiognomie. Eure Gedanken verlieren sich in dunkeln Bildern der Vergangenheit, die Majestät

des Herrn erfüllt den Tempel und ergreift Euch in heiliger Stille. Das Geräusch der Welt verhallt, ein sterbender Ton an Eurem Ohre, und beinahe sinkt ihr auf die Knie!

In süßer, unbestimmter Andacht verloren, verschwindet Euch das Licht; Dämmerung und Dunkel dringen ein. Ihr wollt gehen; da plötzlich in der Tiefe des Chores leuchtet eine Lampe; dann eine andere, dann die Kerzen, die auf dem Altare brennen, dann jeder Leuchter mit allen seinen Lichtern und endlich überströmt der Glanz den ganzen heiligen Vorhof der Kirche. Die geweihte Stätte ist im Festkleide; Gold und wieder Gold glänzt an allen ihren Verzierungen.

Der Chor ist besetzt mit Leviten in weißen, leinenen Kleidern; das Volk drängt sich in das Schiff, die Orgel tönt im heiligen Liede — es ist die Mitternachts-Messe, der Heiland ist Euch geboren! —

Ich hatte meinen Fremden vergessen: ich betete, wie ich glaube, als der laute Beifall der Anwesenden mich in das wirkliche Leben zurückrief. In der Kirche verlöschten die Lichter, die Menge verlor sich, es war tiefste Nacht und nun fiel der erste, schwache Tagesstrahl auf die leeren Stühle im einsam stillen Chor. Und ein Mensch ist es, der die Natur so wieder schaffen kann? Herrn Daguerre, einem Franzosen, gebührt dieser große Ruhm.

Im Herausgehen sagte der Engländer fortwährend zu sich selbst: Es ist gut, sehr gut! — Ich hörte dies triumphirend. Plötzlich bedenkt er sich: Wie? dies sind nur Farben! — Nichts anderes, erwiedere ich. Die Genialität des Malers zeigt sich vorzüglich

in der Art das Licht zu vertheilen und zu verändern, und dies bringt jenen eigenthümlichen Zauber hervor. — So? das ist es! gähnte der Fashionable. Ich will ein Mal wieder kommen und hinter die Leinwand schauen!

Das Juli-Fest.

Sonnabend punkt zwei Uhr stiegen wir in den Wagen, eigentlich nicht mit der Idee heute noch ein Fest zu bewundern, mehr in der Absicht zu erforschen: ob man es auf den andern Tag verschoben hätte und ganz überzeugt, daß wir niemand von unsern Bekannten finden würden. Wir kommen an der Ecke der Rue Royale an; da sperrt uns eine Gruppe von Municipal-Garden zu Pferd den Weg. „Hier fährt man nicht durch!“ — Wir ändern unsre Richtung und wollen über eine Brücke. Eine zweite Gruppe von Municipal-Garden ruft uns zu: Man fährt hier nicht durch, halt! — und wir, die niemand sehen, wir fangen an zu lachen über die großen Vorsichtsmaßregeln der Autorität um eine nur eingebildete Menge zu beschützen und Versperrungen der Wägen vorzukommen, während der unsrige der einzige in der Straße war, und nun alle diese Anstalten um Verwirrungen vorzubeugen in dem entsetzlichen Gedränge, das aus einem Comissionär und einem Invaliden bestand, ein Gewühl, das ziemlich leicht in Ordnung gehalten wurde. Endlich finden wir eine freie Passage, die kein Municipal-Cerberus mehr bewacht. Wir kommen durch einen Theil des Faubourg St. Germain

in die Rue de Bourgogne, an den, auf unsern Karten angewiesenen Eingang. Ein prächtiger Wolkenguß empfängt uns, ein herrlicher Gewitterregen von stürmenden Wind begleitet. Mehrere Damen, die zugleich mit uns anlangen, erschrecken über den Weg, den sie noch zu Fuß zurücklegen müssen, ehe sie unter die Zelte des Quai d'Orsay gelangen. Die durchweichten Laquaien rufen den Kutschern den Nothschrei zu: Nach dem Hôtel zurück! und auch wir wollten dies rufen, als eine Dame, die uns begleitete, die Bemerkung machte: Jene gehen, weil sie neue, schöne Hüte zu schonen haben; es regnet ja kaum, kommt nur! — Da hoben wir unsre Augen auf den Hut der Gefährtin und er erklärte allen ihren Muth! —

Wir steigen aus dem Wagen und gehen muthig auf den Quai zu; doch wie groß war unser Erstaunen als wir ihn bedeckt mit Menschen finden, eine unermeßliche Menge, ganz fröhlich und durchnäßt.

Tausende, lächelnd unter Regenschirmen in Thränen! Das Schifferstechen fand nun statt wie im schönsten Wetter von der Welt, auf dem Wasser wie unter dem Wasser. Nichts war seltsamer wie von der Tribüne herab dies Volk zu sehen, wie unter einem Schuppen-Dach von Parapluies. Das Gewitter hörte auf in dem Augenblick als wir in den Pavillon eintraten. Unsre Plätze waren die besten und das Schauspiel bezaubernd. Zuerst, im Hintergrund des Gemäldes die Tuilerien, eine Linie von Bäumen, die ganze Terrasse am Fluß-Ufer. Auf den Mauern der Terrasse ein Gedränge von Menschen, die sich wie durch Wunder auf diesen engen Raum hielten, am Rande eines Abgrundes.

Dies bildete eine erste Etage von Zuschauern; unter ihnen der Quai, bedeckt mit Menschen, war eine zweite Etage, unter dem Quai dritte Menschenmenge und dritte Etage von Zuschauern, und endlich in den Pavillons, das Rez de Chaussée und die beau monde.

Auf dem Quai fünf große Colonnen, die mit goldnen Buchstaben die Zahlen 27. 28. 29. Juli zeigten und tausende von dreifarbigen Fahnen, wiederholend den 27. 28. 29. Juli 1830. Es ist sehr bequem für die französische Nation, daß sie drei Farben hat um drei ruhmwürdige Tage zu feiern. Die Zelte waren roth behängt und mit großen Lampen verziert, blau, roth und weiß, die einen bezaubernden Effekt machten. Doch das war noch nichts. Die Seine, die war hübsch und kokett mit ihren langen Barken, mit ihren großen Dampfschiffen, aufgeputzt mit Bändern und Wimpeln von allen Farben, mit ihren Schiffern, ihrer militärischen Musik, mit ihren unsichtbaren Schwimmern, deren leichte Fahnen, wie dreifarbige Schmetterlinge in Mitten der Wellen flatterten und dann jene Polichinells, die in einem Faß schifften, im Takt mit ihren Armen rudernd und wenn das Faß sich füllte, lustig unter der Seine verschwanden mit lautem Beifall der Menge.

Ach ja! die Seine war schön so! und wir fragten uns warum der schöne Fluß eine so kleine Rolle in den Belustigungen von Paris spielt? Die Themse ist alle Tage festlich in London. Die Spazierfahrten auf dem Wasser sind dort ein Vergnügen, und in Paris sind sie kaum gekannt. Woher kommt das? Es ist ohne Zweifel eine Ursache in dieser Verlängerung aller Was-

ser-Belustigungen in einer Stadt wo man nach jedem Vergnügen hascht. Sind die Franzosen wasserscheu? Das wäre wohl möglich und würde viele Dinge erklären. —

Die Lanzenbrecher waren in zwei Parthien getheilt, die Blauen und die Rothen. Sie trugen alle weiße Westen; ihre Mützen allein waren verschieden. Zwei Kähne fuhren nun vor; die Kämpfenden aufrechtstehend an der Spitze des Nachens richteten ihre Lanzen, das heißt sehr lange Stöcke, die mit einem kupfernen Knopf endeten. Jeder Lanzenbrecher setzte auf die Brust des Feindes nicht das Eisen seiner Lanze, sondern den Knopf. Der Stoß war gewaltig, einer von beiden verlor das Gleichgewicht und fiel in das Wasser. Dann ertönten Trompeten, Fanfarren, und Raketen flogen den Sieg zu verkünden; alle Rothen wurden besiegt, ein einziger ausgenommen. Der Kampf begann nun zwischen Blauen und Blauen und währte lange Zeit. Mehr als ein heftiger Stoß war vergeblich; denn keiner der beiden Kämpfer wurde niedergeworfen. Indeß kam die Stunde des Triumphes. Die blauen und rothen Sieger zogen heran sich krönen zu lassen von dem Präfekten der Seine, der ihnen ein großes blaues Band und ein großes rothes Band um den Hals legte, der Orden der Ehrenlegion und der Orden des heiligen Geistes, abgerechnet die Diamanten und die Idee, die man damit verbindet.

Unter den Siegern zeigte sich ein Schiffer mit einer rosenrothen Weste begleitet, welche glückliche Schattirung seit langer Zeit unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Dieser Mann trug einen dreieckigen Hut, eine lange

Schärpe und hatte ein so Achtung einflößendes, imposantes und ernstes Ansehen, daß wir uns das komisch röthliche Violett seines Anzuges nicht recht erklären konnten. Plötzlich wendet er sich gegen uns und nun errathen wir die Wahrheit. Es ist der Fahnenträger der Rothen. Seine Standarte, von dem Regen durchweicht hatte auf der rechten Seite seiner weißen Weste abgefärbt, was ihr das Ansehen von Glace panacée, Erdbeer= und Vanille=Gefrorenem gab.

Am Abend erhielt das Feuerwerk enthusiastischen Beifall. Die Feuer=Cascade, die von der Brücke in den Fluß hinabstürzte, währte so lange und anhaltend, daß man sie wirklich glaubte. Die illuminirten Flaggen gaben ein prächtiges Schauspiel und ihre tausend dreifarbigen Laternen, durch den Wind bewegt und aus den Fluthen zurückgestrahlt, waren von magischer Wirkung. Es schien als wäre hier die Dekoration aus dem dritten Akte der Hugenotten, nur Hundert Mal wiederholt. Ein herrlicher Anblick! Die Seine wie am Morgen mit Barken bedeckt, aber diese Barken jetzt erleuchtet, schienen nur fantastische Schatten zu tragen.

Ein bengalisches Feuer überstrahlte plötzlich die Menge und die Zuschauer gaben nun selbst das schönste Schauspiel. Eine neue schwingende, wenn auch nur flüchtige Bewegung der Menge war für den Beobachtenden höchst unterhaltend.

Alle Augen, auf die Brücke *de la Concorde*, gerichtet, wo das Feuerwerk abgebrannt wurde, erhoben sich plötzlich, als aus dem dampfenden Rauch ein Ballon aufstieg und sein flammender Nachen, hoch oben in

in den Lüften zerplatzend, eine feurige Zahl zeigte in einer Krone von Sternen 27. Große Bewunderung der Zuschauer! Alle Blicke waren auf den Ballon gerichtet; aber der Wind stößt ihn heftig auf die entgegengesetzte Seite des Feuerwerkes. In demselben Augenblick und wie ein wohl exercirtes Regiment, das dem Winke seines Chef gehorcht, dreht sich jeder Kopf dieser Hunderttausende auf die andere Seite. Könnt ihr Euch das vorstellen? Hunderttausend Menschen, die den Kopf zu gleicher Zeit wenden! Der Ballon verschwindet, das Feuerwerk dauert fort. Wieder dieselbe Bewegung der Köpfe, links! um das Feuerwerk zu betrachten. Mehrere Raketen fliegen und es erhebt sich ein zweiter Ballon, dem ersten ähnlich. Er trägt die Feuerzahl 28 und folgt seinem Gefährten nach in dem ätherischen Flug. Das Volk verfolgt ihn mit den Blicken und noch ein Mal — Kopf rechts! als er sich wendet. Ein dritter Ballon steigt auf: 29 und wieder dieselbe schwingende Bewegung aller Köpfe, mit derselben Bestimmtheit, derselben Einheit, derselben Regelmäßigkeit. Dieser vollkommene Einklang einer so zahlreichen Menschenmenge war wirklich ein intressantes Studium; man konnte glauben hier sey eine unermeßliche Armee, über die ein unsterblicher Chef von den Höhen des Himmels herab Revue hielt, während seine Adjutanten im Ballon auffliegen und seine Befehle von Phalanx zu Phalanx, von Pol zu Pol tragen. Den drei Ballons 27, 28, 29, gebührte die Ehre des Abends, ohnerachtet eines Feuer-Bouquets, das prachtvoll war.

Der Saint-Simonisme.

Ein Mensch glaubt seit seiner Kindheit an eine besondere Vorherbestimmung; er sucht eine ruhmwürdige Rolle, geht über den Ocean, kämpft für die Freiheit Amerikas und immer voll Glauben an seine Sterne, zerbricht er seinen Degen, verfolgt stillschweigend seine Träume durch ein Leben der Thaten und mitten unter dem blutigen Drama eines empörten Volkes.

Unter dem Rauch der Kanonen, dem Geschrei des Krieges, hört er die Gelehrten, unterrichtet sich, denkt, bückt sich um in den Sand den Plan einer neuen Stadt zu zeichnen, dann, eines Tages, überfällt ihn der Zweifel und drückt den Tod auf seine Stirne; er fühlt, daß ein Gott seiner politischen Idee fehlt. Er ruft die Religion zu Hülfe und wie seine Stunde kommt, läßt er die Fenster öffnen, verlangt nach Luft des Himmels und stirbt! Einige Schüler sammeln seine letzten Worte und fassen vor seinem Sarg die Hoffnung einer religiösen Revolution.

Saint-Simon beschäftigte sich zuerst mit der materiellen Organisation der Gesellschaft und in diesem folgte er der Tradition, dem Ideal des achtzehnten Jahrhunderts, das Schaffen und Vertheilen irdischer Genüsse

wollte. Nun aber ist es die Arbeit allein, die schafft, also ist auch Arbeit Bestimmung des Volkes wie des Einzelnen. Man muß folglich die leitende Verwaltung dem zerstörenden oder müßigen Agenten entreissen, dem Militärstande, dem entarteten Adel und sie dem schaffenden Agenten, der Industrie, zurückgeben, mit einem Wort die Basis des Eigenthums und der politischen Constitution ändern, die industrielle That dem Kampfe entziehen, der Mitwerbung, der individuellen Laune, um sie der Ordnung, der Wissenschaft, der Eintracht wieder zu geben und kein andres Recht der Zulassung zu Reichthum anerkennen, als Arbeit und Verdienst. Dies war die ursprüngliche Idee des Saint-Simonisme; das religiöse Element wurde erst später hinzugefügt.

Diese Idee zu verfolgen, die Mittel der Anwendung, ihre historische Rechtmäßigkeit zu suchen, war das Werk der Schüler. Sie arbeiteten lange im Dunkeln, geräuschlos, ungesucht von den Denkenden, oder den Oeconomen; nur einige junge Geister wurden geworben, solche, die für alle Reformen glühen.

Als die Juli-Revolution ausbrach, trat der St. Simonisme plötzlich aus seinen Gängelbanden hervor und mischte sich in den äußern Lärm. Keine Epoche war jemals Neuerungen günstiger. Unbestimmte Hoffnungen schwankten durch die Lüfte wie der Rauch der drei Tage. Nach diesem Thron, der so unerwartet stürzte, nach diesem unverhofften Sieg, nun plötzlich eine unermeßliche Leere, die der alte Glaube gelassen, der auf das Neue bestimmt war an den Grenzen der Königreiche umher zu irren, und als hätte man die

letzten Schranken des Unmöglichen erreicht, schien die Welt jetzt wieder in das goldne Zeitalter zurückgeworfen, auf den Rand jener magischen Quellen, welchen göttliche Versprechungen in unendlichen Melodieen entströmen.

Eine neue Religion wurde angekündet. Die Stadt und die Welt hörten den Namen einer neuen Offenbarung. Aber man muß nicht denken, daß der St. Simonistische Glaube an das Licht und zur Oeffentlichkeit gelangte ohne Uebergang, ohne frühere Organisation und nur durch die Ereignisse hervorgestoßen; er hatte bereits seine Hierarchie, sein Lehrgebäude, seine Dogmen, ein systematisches Ganze. Er kündete vor allem eine fortwährende und allmählige Offenbarung der göttlichen Idee in der Menschheit, die alle historischen Thatsachen herbeiführt und ihnen zuvorkommt, stets nach dem Bedürfniß der Erziehung des Menschengeschlechtes, die zu diesem Zweck unvollständige Formen schafft und wieder zerstört, die in bestimmter Zeit Nationen von ihren Ufern drängt, von ihnen, den Arbeitern einiger Jahrhunderte, eine bestimmte Aufgabe fordert, und dann auf ihr Grab den Staub ihrer Werke streut, um ihnen wieder neues menschliches Wirken und einen andern göttlichen Willen vorzuschreiben. — Und das Ziel aller dieser fortschreitenden Bewegung wäre das endliche Gelangen der menschlichen Gesellschaft zu einem Gesetz der Gerechtigkeit, zu wahrer Erkenntniß des unendlichen Gottes; der Uebergang von dem Symbol zu der Idee, von der willkürlichen That zu dem ewigen Recht und hülfsweise von der Brauchbarkeit des Einzelnen zu der Nutzbarkeit der ganzen Welt durch die Associationen.

Also Abschaffung des Erbgutes, das einige leben läßt ohne wieder hervorzubringen, Umwandlung des individuellen Eigenthums in ein gesellschaftliches, und nur dem Fähigen anvertraut; Wahl der Untergeordneten durch den Obern; dann das Vertheilen der Arbeit wie die Arbeit selbst gehört dem Geschicktesten und richtet sich an die größern Fähigkeiten in Wissenschaften und Urtheil.

Also ist hier die Macht alles, umfaßt alles, unterrichtet, ordnet, theilt ein. Das Gesetz eines Einzigen steigt herab von Stufe zu Stufe wie der göttliche Wille, ergreift alles, durchdringt alles, beschränkt alles und die Menge, in fortwährender Kniebeugung betet an und gehorcht.

Dies ist die politische Idee; gehen wir nun zu der religiösen über.

Es war wieder nur mit Hülfe der Geschichte, daß sich der St. Simonisme seinen Gott errichtete. Der Mensch, sagten sie, hat zuerst die äußern Dinge vergöttert, die Formen der Natur, die Sonne, die ihn wärmte, die Quelle, die ihn tränkte, die Wiese, Wald und Ocean, den Ocean, der die Felsen mit seiner feierlichen Klage ermüdet, weniger noch als dies; die Luft, das Feuer, den Wind, das flüchtige Echo. Dann wurde die Seele vergöttlicht, die Ideen, außer der Form und der materiellen Welt, aber da die Menschheit die Existenz rein geistiger Wesen im Weltraum, diesem leuchtenden Mantel mit Sternen durchsäet, nicht begreifen kann, so hat sie diese zweite, unvollkommene Auffassung durch eine geschickte Theologie wieder an den frühern Glauben geknüpft. Daher nimmt sie die

Industrie wieder als Cultus, die Wissenschaft als Dogma, die Kunst als Priesterthum, und wie, nach diesen neuen Aposteln, die Religion nur die Idee der Association wäre und eines gemeinschaftlichen Ritus, so bliebe jetzt nichts mehr übrig als im Universum zu predigen, zu bekehren, zu organisiren.

Von nun an gehen also die St. Simonisten von einer dumpfen und schleichenden Doktrine zum Leben der That über, schaffen Mittelpunkte für ihre Propagande, Journale, eine Hierarchie.

Sie senden nach dem Orient und Occident, nach Nord und Süd begeisterte Missionäre, die Lehre einer neuen Humanität zu gründen. Die ersten Schüler St. Simons, bescheidner oder skeptischer, mehr nach rationellen Gewohnheiten gebildet, in ihrem Meister nur den Philosophen erkennend, aber weder einen Propheten noch einen Messias, enthielten sich aller religiösen Tendenzen und nahmen jeder seinen eignen Weg. Carrel zu demokratischen Anwendungen, Blanqui zu dem Rednerstuhl des Oekonomen, Auguste Comte zu den Wissenschaften. Später als man seinen Gott erklären mußte, als die pantheistischen Formeln angenommen wurden, trat Berchez zurück und gründete für sich die neu christliche Schule. Aber indem man den alten Glauben verließ, rekrutirte der neue schon Apostel, die bereit waren einem unbekannten Gott zu dienen.

Bazard und Enfantin erhielten von den Händen Olinde Rotrigues die Weihe der höchsten Macht, das Papstthum. Der Globe, von den Doktrinärs verlassen, trat in die Dienste der St. Simonisten. Leroux und Lerminier leiteten den allmähligen Uebergang von den

frühern Meinungen dieses Journals zu den neuen Ideen, die es vom Tode auferwecken und populär machen sollten. Man muß gestehen alles begüngstigte Versuche der Reform, alles bewegte sich dahin, oder wurde unwillkürlich mit fortgezogen durch die unaufhaltsame Walze der Revolution, die, was man auch sagen mag, nicht drei Tage, aber drei Jahre währte. Von Hoffnungen fieberhaften und sich widersprechenden Ideen gejagt, versuchte und durchwühlte die Welt das Unbegreifliche, das Unmögliche. Nichts erstaunte mehr, keiner zweifelte an seinen Träumen, der tief gewurzelte Glaube schwor ab und der Zweifel stammelte das Evangelium. Der St. Simonisme eroberte also leicht eine Stellung, da er Parthei für die Proletairs, für die arbeitende Klasse nahm, nach einem uneigennützigen Sieg sich an das Gefühl der Barmherzigkeit wendet, das die christliche Religion schon in die Tiefe der Gewissen gelegt hat, und wußte so die Aufmerksamkeit, die Sympathie anzuziehen. Die Ereignisse selbst schienen ihm Rechte zu verleihen. Die Industrie war kraftlos. Es geschah, daß durch die Strassen Leichen-Schein zog, Schreckens-Drohungen, die kaum der Galopp der Patrouillen zurückdrängte. Dem Elend, dem Kampfe des Menschen gegen den Menschen, versprach der St. Simonisme ein unfehlbares Hülfsmittel und zu gleicher Zeit badete sich Lyon in Blut, Manchester stand in Flammen und projectirte über die angekündigten Wahrheiten im grausigen Widerschein seiner Feuerpracht. Es ist also nicht erstaunend, daß ohngeachtet der Antipathieen der Erziehung, der Ideen der Wirklichkeit und den vielen Lächerlichkeiten des neuen Dogma,

dieses manche Bekehrung bewirkte, selbst bei den ernsten Talenten.

Glücksgüter, Hoffnungen des Ruhmes, oder schon erlangten Ruhm warfen selbst starke Geister, wie Besiegte ihre Waffen, zu den Füßen Bazards und Enfantins. Der Einfluß der Theorien der Sekte auf jene Epoche ist unbestreitbar. Der Globe manövrirte geschickt in Mitte der Partheien und der Spötter. Die enthusiastischen Predigten erweckten den Enthusiasmus, durch den Wohllaut ihrer Cadenzen, ihren religiösen Schwung. Nach Barrant, dem berühmten Redner, erhob sich Reynard, der strenge Logiker, mit der von Republikanismus aufwallenden Ueberzeugung und nach ihnen kam das Gebet des Moïse Retouret, des Knaben mit dem blondgelockten Haare, die biblische Seele, erblüht wie Duft der Aloe an brennender Küste Afrikas.

Damals war der St. Simonisme in voller Blüthe; er hatte seine Feste, seine Adepten; ohngeachtet seiner unhaltbaren Absurditäten erstaunte und verblendete er die Gegner. Lizt, Madame Malibran, Saint-Beuve, Heine hörten einen Augenblick auf die Begeisterungen der Rue Monsigny; aber diese Zeit war kurz, der St. Simonisme sollte sterben und er starb.

Schon längst war es nicht mehr zweifelhaft, daß zwischen Bazard und Enfantin eine vollkommne Trennung einmal herbeigeführt würde. Man gab diese Spannung einer Liebes-Rivalität schuld, aber sie hatte wahrscheinlich eine bewährtere Ursache. Die äußerste Ungleichheit der Charaktere, das frühere Leben, das praktische Ziel. Bazard, der den Carboranismus in Frankreich organisirte, bedurfte logischer, möglich anwendbarer

Ideen. Enfantin liebte die Visionen, die Theater-Coupe. Bazard, der Prediger der Straße Taronne, der zuerst das Publikum angeredet hatte mit den Versprechungen des St. Simonisme, wollte den gegebenen Glauben verdrehen, ihn geschickt wenden und die Gegner entwaffnen durch Bewilligungen und Einschränkungen. Enfantin zweifelte nicht, glaubte sich der Erwählte Gottes, und bereitete schon seine Einsetzung in den Tuilerien vor, eine doppelte Tiara auf dem Haupte.

Also in dem Augenblick, wo die Moral der Sekte constituirt werden sollte, die jedoch momentan auf immer wieder für die politische Propaganda verlassen wurde, in dieser Zeit der Entscheidung vergiftete sich die neue Lehre selbst. Die zweischneidige Theologie Enfantins traf tödtlich, in dem sie ihn logisch dahin führte eine Moral zu proklamiren, von der sich Bazard, Rodrigue, Leroux, Reynaud, Chevalier augenblicklich zurückzogen. Nach dem Glauben der St. Simonisten hatte man gleich anfangs die gleichen Rechte beider Geschlechter anerkannt, das heißt Rechte an der Arbeit, an der Hierarchie, an der Belohnung; aber wie sich das Verhältniß von Individuum zu Individuum gestalten sollte, diese Frage war noch nicht entschieden. Bazard, schon verheirathet; verlangte die Erhaltung der Ehe; Rodrigue auch. Enfantin wollte vollkommene Freiheit der Neigung und indem er aus der Welt zwei Theile machte, gab er den einen der dauernden und rechtmäßigen Liebe, den andern aber den augenblicklichen und sich folgenden Capricen, und um das Gleichgewicht gesellschaftlicher Ordnung zu erhalten, ertheilte er dem Priester und

Beichtvater vollkommene Macht über die Gemüther um Leidenschaften zu bekämpfen oder zu bewilligen. —

Nach der Bekanntmachung dieser anstößigen Moral, wurde das Journal in Beschlag genommen, die Prediger-Säle geschlossen und nur ein Theil des Personale folgte Enfantin.

Der Globe verließ die rationelle Demonstration für den poetischen Aufschwung in das Unendliche. Man baute an einem ewigen Feenpalaste, an einem Traum wie Liebe und industrielle Vervollkommnung; man rief die Völker auf sich über Ströme und Gebirge die Hände zu reichen; man überschritt jeden Raum mit Hülfe des Dampfes

Alle geographischen Gestaltungen, alle die aufgebauten und wieder eingestürzten Mauern unter den Schritten der großen Armee, alle die bizarren Linien, die über den Weltkarten fluthen und wogen, wurden gestrichen durch Dekrete der Straße Monsigny. An ihrer Stelle war über Europa ein Netz von Eisenbahnen geworfen; Asien vorzüglich sollte Theil nehmen an dem jubelnden Bankett und mit vollen Zügen aus dem neuen Becher trinken. Michel Chevalier führte es wie eine junge Braut, in Myrrhen und Cimamet gebadet, auf dem Südmeer, seinem Brautbett, dem Occident entgegen. Unglücklicher Weise, mitten unter diesen Beschwörungen des Orients, des Opiums, der Parfums, der Golddraperien, gab die neue Religion ihren letzten Sous aus und wurde gezwungen, da sie die Druckkosten des Journals nicht mehr bestreiten konnte, zu schweigen. Enfantin nahm vierzig Erwählte und schloß sich mit ihnen in seinem Hause in Menilmontant ein. Dieses Exil wurde

von ihnen Einweihung zum Leben der Arbeit genannt und wirklich jeder von ihnen hackte, säete, pflanzte, sang vom Morgen bis zum Abend um die Bewohner der Barrière zu erbauen. Man nahm ein neues Costüm, man steckte eine Flagge auf die Terrasse, und inzwischen arbeiteten die starken Geister der Doktrine in der Stille der Nächte an einem neuen Buche, ein weiter Entwurf aller literarischen und wissenschaftlichen Fragen.

Nun kam der Prozeß. Angeklagt des Attentats an der Moral, zogen die St. Simonisten in Prozession, den Père Enfantin an der Spitze, vor die Assisen. Die Vertheidigung war geschickt und beredt. Ihre unbestreitbare Ueberlegenheit in Wissenschaft und historischen Studien benützend, persiflirten Michel Chevalier und Duvergnier in prachtvoller Begeisterung ihre Richter und Ankläger. Unglücklicher Weise verstanden die Geschworenen, achtbare Kaufleute ihres Quartieres, nicht sehr viel von dieser poetischen Gelehrsamkeit der Apostel und gelangweilt durch die in unmoralischen Aeußerungen über die Ehe handelten sie als brave Ehemänner und Hausväter und sprachen das Urtheil über die neue Sekte. Hierauf wurde das hierarchische Band der Gesellschaft zerrissen, sie lebte nicht länger; sie währte noch einige Augenblicke und trat dann in die Dunkelheit zurück.

Einige zerstreuten sich in alle Gegenden, und sich unter die Arbeiter der Fabriken und Ateliers mischend, suchten sie noch, in letzter Anstrengung der Propoganda, Bekehrung durch das Beispiel zu wirken. Dieses Mittel glückte nur wenig. Enfantin erhielt nach einigen Monaten Gefängniß, seine Freiheit wieder und reiste mit mehreren Ingenieurs, Aerzten, Oeconomen nach Aegypten,

Hier sollte er unermeßliche, industrielle Arbeiten ausführen, den Nil sperren, die Landenge von Suez durchschneiden.

Barrant irrte von Constantinopel nach Smyrna, die nicht findbare Frau suchend, die zugleich mit dem höchsten Vater die neue Moral gründen sollte. Michel Chevalier reiste nach Amerika mit einer Mission des Gouvernements beauftragt.

So waren die letzten Tage des St. Simonisme. Die Arbeit in Aegypten ermattete und wurde endlich eingestellt. Die Pest forderte noch einige der letzten Apostel als Opfer. Der Einfluß des Clorinde Rogé nahm ab und mit ihm die Macht des höchsten Vaters. Sein Lager von Arbeitern in der Wüste hob er auf, brach die Zelte ab; nur einige St. Simonisten, Ingenieurs, nahmen eine feste Stellung in Cairo und gründeten dort Schulen.

Seit einiger Zeit ist Enfantin nach Frankreich zurückgekehrt und lebt zurückgezogen auf einem Landgut, ohne jemand zu sehen. Seine frühern Schüler zahlen ihm eine Civil-Liste. Nachdem er über den Gräbern Mahomets und Christus geträumt hat, widmet er sich jetzt den Beschäftigungen des Landbaues.

Es sind noch in Paris einige Trümmer der alten Sekte, aber ohne Gemeingeist, ohne Vereinigungspunkt. Die Exaltirtesten, wir müssen sie aufrichtig beklagen, haben mit ihrem Leben den Verlust ihrer Illusionen bezahlt. Was noch vom St. Simonisme bleibt, ist jetzt enttäuscht, zerstreut, resignirt in weltlichen Beschäftigungen.

Vergangenen Sommer (1837) indeß hatte noch eine

Vereinigung der letzten Gläubigen statt, um einem berühmten Mann ein Fest zu geben, der sich auszeichnet in der Geschichte socialer Reformen, der die Meere durchschiffte um einer andern Bevölkerung ein anderes industrielles Leben zu geben. Der Sektirer Owen. Einige Pairs und Deputirten wohnten dem Gastmahl bei zu Ehren desjenigen, der die Gemeinschaft des Eigenthums in den Wäldern Amerikas constituirte.

Was wollte dieser Rob Owen in Frankreich? Will er die niedergebeugten Hoffnungen erheben, oder die durchdringenden Ueberzeugungen niederstürzen? —

Arme Simonisten! Eure Götter gehen und kommen nicht wieder! Ihr alle, in denen das Bedürfniß zu glauben und zu hoffen arbeitet, die ihr Euch auf Ruinen und geöffnete Gräber setzt und immer wieder auf Euern Lippen die Frage fühlt, die ewige und melancholische Frage über die Bestimmung des Menschen, seht hier den leichten Glauben, der Eure Stirne zur Erde beugt, der Euch alle materiellen Genüsse zeigt, geht, betet an, leert den Freudenbecher solcher Existenz! Das wäre also des letzte Wort göttlicher Weisheit, das man auf dem letzten Blatte unsers Evangeliums findet? Wir wollen uns auf den Tod des nächsten Tages vorbereiten, aber jene haben andere Freuden erkannt in einem Winkel unermeßlicher Welten, für den sie sich also nur bestimmt glauben, und in dem einzigen Zweck Langeweile und Sättigung für sich zu retten. Und doch geht die Welt ihren Gang! Wie? sie hat keinen Glauben an diese großen Versprechungen, sie betet noch, sie glaubt, sie hofft, sie folgt den Gesetzen noch wie früher? Die göttlichen Apostel sind darüber bestürzt! Sie haben

nur die Augen zu erheben und sie sahen ihren Irrthum mit goldenen Lettern in das Himmelsgewölbe geschrieben. Es bleibt von keiner Reform als was bleiben soll. Die Zeit mit ihrem ewigen Sieb läutert jede! Im Sterben lassen solche todtgeborne Philosophieen noch einen Datum, einen Punkt in der Welt der Intelligenzen. Alle Ideen treten aus den Stunden der Ewigkeit heraus. Wenn diese geschlagen haben, trägt der Wind jene wieder fort; aber der Wandrer, der von der Bergeshöhe lauscht, mißt die Zeit, und versteht durch sie das Gesetz der Welt. Und so war vielleicht die Mission der St. Simonisten die Idee der Associationen hervorzurufen; ihr religiöses Wirken aber mußte zerfallen; und wo wird man in unsrer Zeit nicht noch das Reich Gottes suchen? Den Sektirern, den Retrograden, den Neuerern, den erbitterten Herzen möchte man jenen göttlichen Ausspruch des Christenthums wieder zurückrufen:

„Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: hier ist es, oder da ist es: denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig, in Euch!“

Victor Hugo.

Mitten in der Weltstadt liegt ein stiller, öder Platz, der königliche genannt. Sie haben ihn vergessen gleich ihren Königen! Hier aber wohnt ein Dichter, auch ein Herrscher im Gebiete des Geistes und der Literatur, Victor Hugo, der Chef der romantischen Schule. Man hat ihm den Scepter gegeben und wieder genommen, einen königlichen Mantel umgethan und wieder in Stücke zerrissen, und wenn nun alle Schatten herauf beschworen waren, die seine Werke verunstalten sollen, so konnten sie doch seinem Genius nicht das glänzende Licht nehmen, nicht den Aufschwung des Adlers, an den man auch nicht zweifelt wenn er sich in Wolken verliert, oder wenn er auf unzugänglichen Alpenspitzen seinen Horst baut.

Der Mann im schwarzen Sammtrock, mit Augen wie der Krater unter der leuchtenden Stirne, mit einer Stimme tief und sonor, wie Orgelton aus Notre Dame; er hat einst unter Granada's flammenden Himmel die Blitze seines Genius gesammelt, er hat von Alhambra's goldnen Mauern die Zeichen, die Hieroglyphen und die Liebessprüche genommen und sie seiner Dichtung verwebt; jetzt aber seht ihr ihn einfach und

schlicht, gleich einem deutschen Hausvater in Mitte der lieblichen Kinder, ihm zur Seite die junge, schöne Frau, die er sich zur duftenden Rose gebildet und die, wenn sie spricht, nur Träume aus seiner Seele wieder erzählt. Diese alle bilden vollständig das Tableau der patriarchalischen Familie.

Was erinnert noch in solchem Still-Leben an die grellen Farben einer Himmel und Erde durchwühlenden Einbildungskraft? was an die phantastischen Mißgestalten, die der Dichter in die Welt hineinschleudert? Ist diese freundliche Häuslichkeit ein Maßstab für die Giganten-Seele, für den Genius, der sich zur Riesengröße dehnt, wenn er nach seinen Bildern langt, der unter allen Formen sich die mißgestaltesten wählt, um den göttlichen Geist hinein zu bannen, und die schönste, um sie mit dem letzten, schwachen Lichte einer untergegangenen Seele auszustatten! — Und warum dies alles? Nur um das Abnorme zwecklos und wie in Fieber-Extasen auszusprechen und die Welt mit Hors-d'oeuvres zu bereichern? oder hat er die tiefsten Blicke in das Leben des Geistes gethan, will er in dem Geschöpfe, das die Natur vernachlässigte, oder die Erziehung, oder die eigene Schuld, noch den Leitfaden zeigen, der erfaßt, benützt, oft in dem letzten Funken moralischer Kraft, der Seele wieder zum Leben hilft, und der menschlichen Gesellschaft zurückgiebt was sie für verloren hält! Er sagt es: „Sie mögen auf Mittel denken die Köpfe zu bessern. Die besten Keime der Seele zu pflanzen, zu pflegen, nützlich zu machen, ehe sie das Beil der Guillotine fallen lassen. Besäet die Dörfer mit Evangelien, gebt jeder Hütte eine Bibel. Je-

des Buch und jedes Feld soll einen moralischen Arbeiter erziehen. Erinnert Euch, daß es ein größeres, philosophisches Buch giebt als der Constitutionell und die Charte von 1830 — die heilige Schrift! Gebt sie allen! Benützt sie wie Sonnenlicht, damit in den Köpfen des Volkes die Keime des Guten reifen. Der mordet auf der Straße, der besser geleitet, der nützlichste Bürger der Stadt geworden wäre. Denn sie bedürfen alle den Glauben und die Geduld, und die lernen sie in der Lehre vom ewigen Leben!" —

Es ist seltsam, daß einem Manne, der so denkt, der Umsturz der Moral in seinen Schriften vorgeworfen wird. Aber wenn er die Mängel der Gesellschaft oder der Gesetzgebung bessern wollte, waren dramatische Werke wohl auch nicht geeignet diesen Ideen Eingang zu verschaffen und die Welt zu ändern, indem man ihr den Anblick des Lasters unverhüllt zeigte, oder weil dieses noch Tugenden hat, es mit allen Vortheilen der Tugend selbst ausstattet.

Ich liebe mehr seine Gedichte! Sie sind der Flügelschlag des Condors, der nicht auf der Erde, nicht auf den Höhen der Berge, nicht auf den Spitzen der Wälder rastet, der sich nur mit dem Sturm über dem Meere erhebt und dann die ganze, unermeßne Welt übersieht. In einer seiner lyrischen Poesieen sagt Victor Hugo: Ich bin unglücklich weil ich glücklich bin. Der ruhige Besitz aller Güter des Lebens, den man Glück nennt, ist seiner genialen Seele Unglück. Jeder errungene Standpunkt, jeder erfüllte Wunsch hat Bedingnisse, Opfer, die den poetischen Geist fesseln und hemmen. Victor Hugo hat daher bei allem Glück, das

ihn umgiebt, kein sehr zufriedenes Aussehen. Doch kann ich mir ihn wahrhaft beglückt denken in den Stunden und Tagen, die er in der Kirche Notre Dame zubrachte, in jener Zeit, da er an dem Meisterwerke schrieb, das seinen Ruhm mit allen Glocken einläutete.

Dort, in dem gothischen Dome hat er jeden Stein vergeistigt, jeder Stein war ihm eine Geisterstimme, die seine ganze Seele erfüllte; er war oft in unbeweglichem Erstaunen vor allen Visionen, die ihm hier begegneten und er hat ein Etwas daraus geschaffen, wie Liebe und Leben im todten Gestein, das wie jedes Kunstwerk die Seele des Schöpfers in sich trägt. Er hat den Steinen und Glocken-Stimmen in Notre Dame seinen Geist eingehaucht.

Der Dichter erkennt die Diktion seiner Werke als etwas so Eigenthümliches, daß er befürchtet, keine fremde Sprache möchte sie wiedergeben können, er bedauert, die so gut gelungene Uebersetzung, die in Frankfurt erscheint, nicht lesen zu können, unsre deutsche Sprache nicht zu verstehen, da er doch den soliden Geist und Charakter der Deutschen vor allem ehrt und liebt. Er möchte wohl auch die alten Städte und die gothischen Kirchen und das intressante München sehen; es wäre sein Wunsch, die Gedichte des Königs von Bayern und den großen Goethe in der Ursprache zu lesen. Goethes Bild sah ich bei diesem meinem ersten Besuche in dem Hause Victor Hugo's, im Winter 1835, auf einem Nebentische liegen, George Sand (Madame du Devant) zugesellt. Wo wurde auch Goethe nicht gesehen oder genannt in Paris; selbst in der Pro-

vinz kennt man ihn und sagt; Deutschland hätte zwei große Dichter: **Monsieur Goethe et Kosebu!** —

Das erste Buch, in dem ich Victor Hugo's Namen las, war: *les trois jours d'un Condamné.* Es blieb mir wie Alpdrücken in der Erinnerung. Die Qualen des zum Tode Verurtheilten, das marternde Zucken der Seele in Furcht in Hoffnung unter dem Minutenschlag jeder Stunde bis zu dem Augenblick, der erlösend erscheinen muß, wenn die Angst zu Wahnsinn geschraubt ist; vielleicht die Einsicht des Verbrechens und kein Mittel der Versöhnung, die Seele schaudernd vor der Vernichtung und doch noch nicht reif genug einen Glauben in sich aufzunehmen; den Schrei der Verzweiflung und die Resignation auf das Nichts, dem Tode verfallen, wenn die ohnmächtige Reue vielleicht die ganze moralische Kraft wieder aufgerufen hat, die ein Leben braucht, ein Leben will und die das Hohngelächter der Hölle in die Vernichtung zieht.

Ich konnte das Buch nie wieder lesen, aber Victor Hugo fragte ich warum er die hilflose Reue, den Fluch der Gedanken eines Verurtheilten belauschte und der Welt mittheilte, die nun das Entsetzen fühlt und doch keine Möglichkeit erkennt die Todesstrafe abzuschaffen. Ich zweifle, sagte er, daß die Idee, die ich durch dies poetische Werk wieder anregte, sobald Eingang finden oder ihre Früchte tragen möchte. Später, hoffe ich, tritt sie in Wirksamkeit, sey es in meinem Vaterlande, sey es bei einer andern Nation. Es ist vielleicht das beste Verdienst des Dichters, wenn er Ideen, im Interesse der Menschheit, einen Umschwung giebt, der sie verbreitet und früher oder später zur allgemeinen An-

sicht macht. Victor Hugo zeigte jetzt einen eigenhändigen Brief des Königs der Franzosen, der die ehrensten Ausdrücke für den Dichter enthielt. Louis Philipp sprach mit edlem Gefühl von der schmerzlichen Pflicht, das Gnadengesuch eines Verurtheilten (ich glaube eines politischen Verbrechers) abweisen zu müssen. Der Antrag über Abschaffung der Todesstrafe sey in den Kammern nicht durchgegangen, über den Schuldigen wäre das Urtheil gesprochen und das Gesetz wolle es in diesem Falle so bestimmt vollzogen, daß auch der König nicht mildernd sprechen könne.

Dann war auch noch ein Brief von der Schwester des Hingerichteten zu lesen. Auch ihr hatte man mit dem Henkerbeile das Leben gespalten. In der Welt war ihre Stelle genommen durch die Schmach, die das Verbrechen und die Todesstrafe des Bruders über sie gebracht, sie that das Beste und hat sich lebendig begraben in ein Kloster und unter dem Schleyer fielen ihre letzten Thränen auf den Brief, den sie an Victor Hugo schrieb und beinahe waren es noch Worte des Trostes für den Menschenfreund. Ihre edle Seele fühlte wie schmerzlich es ihm war hier ein Leben nicht retten zu können. Sie sagte: le bien que vous avez voulu faire à lui, vous l'avez fait à moi. Das Mitgefühl des ausgezeichneten Mannes gab ihrer Seele Kraft und Trost.

Wenn Victor Hugo spricht, sind seine Züge im tiefen Ernst gehalten, nur das Auge ist so feurig bewegt wie seine Dichtung. Diese denkende Kraft, die sich wie Grandezza auf seiner Stirne zeigt, verliert sich aber doch manchmal im Familien-Kreise, dann ist er

so unbefangen, so wahrhaft froh wie ein Kind. Victor Hugo theilt indeß seinen Ernst mit dem ganzen, jungen Frankreich, das jetzt, weit entfernt von jener frühern Frivolität und faden Galanterie, ein ernstes, beinahe düsteres und strenges Gepräge zeigt.

Madame Hugo hingegen ist ganz französische Grazie und liebliche Heiterkeit. Sie erinnert mit ihren schwarzen Haaren und ihren großen, beweglichen Augen an das Bild der Fornarina. Während Victor Hugo über die Todesstrafe sprach, näherte sich der schönen Frau ein junger Mann und bat sie um eine Eintrittskarte für den nächsten Ball. Madame Hugo ist eine der Dames Patrones in Paris und hat wie alle diese Auserwählten nach Gunst und Einsicht nur jenen Karten für die abonnirten Bälle zu ertheilen, die sie der guten Gesellschaft würdig hält. Sie gewährte dem jungen Manne die Bitte freundlich und überglücklich, schien es, setzte sich der Fashionable wieder Victor Hugo gegenüber und heftete seine Blicke mit so wißbegieriger Andacht auf den Dichter, als müßte er die Worte von den Lippen lösen. Alle jungen Männer, die Victor Hugo bei sich sieht, die ihn beinahe täglich umgeben, bezeugen ihm eine herkömmliche Bewunderung und Verehrung und betrachten ihn als Chef der neuen Literatur. Er ist aber auch gegen seine jungen Freunde so freundlich mittheilend, so ohne jede Prätention und doch alle überragend, daß man ihren Enthusiasmus wohl verstehen kann.

Hat nicht Victor Hugo, sagen sie, als Chef unsrer Schule, ein großes Verdienst, daß er der frühern Romanen-Literatur ihre lächerlichen Vollkommenheiten

nahm, die uns versteinerten gegen das Leben der Wirklichkeit? In Bewunderung der Ideale versunken, blickten wir auf die fehlerhaften Men.chen neben uns mit großer Geringschätzung und da man uns Wesen kennen lehrte, wie sie nicht sind, wurden wir gleichgültig für Menschen wie sie sind. Lange Zeit hatten wir für alle, an die uns auch die Pflicht gebunden hielt, nur einen schwachen Wiederschein der überspannten Gefühle, die wir unsern Idealen zollten. Victor Hugo ist aus dem gewöhnlichen Gleise herausgetreten um auf andern Wegen, die ihm nur selbst bekannt sind, ein Ziel zu erreichen, nach dem alle großen Schriftsteller aller Jahrhunderte streben. Er zeichnet die Natur um in ihr ein höheres Leben aufzufinden. Unsre Zeit dankt seinen Gemälden das helle Licht der Wahrheit im Gegensatz der falschen Beleuchtung früherer Schriftsteller, die ihre Bilder stets zu idealisiren suchten und doch wieder ganz unmoralische Verhältnisse herbeiführten, und die hohen Seelen nicht mit Kraft ausrüsteten den Kampf mit dem Schicksal zu bestehen. Victor Hugo war es aber, der uns die Wahrheit und Freiheit der Gedanken wieder gab.

Man muß gestehen, daß sich der Chef der Romantik eine phantastische Umgebung geschaffen hat. Die wunderbaren Tapeten-Stoffe, die schweren, golddurchwirkten Draperien, die Estraden und alterthümlichen Thronsessel, die Reliquien-Schränke geben nicht wie unsre renovirten Ritterschlösser am Rhein ein treues Bild des Mittelalters, sie sind mehr im Goût de la Renaissance als im wahrhaft gothischen Geschmack. Indeß hat Hugo wohl gethan sein Haus so und nicht

anders auszuschmücken. Ich könnte mir den Genius von Notre Dame gar nicht denken in einem kleinen, comfortablen, englischen Salon. Auch Hugo's Handschrift ist eigenthümlich grotesk. Es sind Züge wie arabische Chiffern. Ich sagte ihm dies und er bemerkte lächelnd, er könne wohl in seiner Kindheit in Spanien seine Handschrift gebildet haben. —

Die geistreiche Gräfin Hugo, die Gattin seines Bruders, die mich damals zuerst in dem Hause des berühmten Dichters einführte, scheint dieser sehr hoch zu stellen. Er erkennt ihre ganze Superiorität (wie er sich ausdrückte). Aus einer altadeligen Familie Frankreichs, bei Madame Campan erzogen, bildete sie sich schon früher zur Künstlerin und ihre Gemälde haben in Rom einen ersten Preis erworben. Auch ist sie die vortrefflichste Mutter und Gattin, und mir wurde sie bei einem spätern Aufenthalt in Paris, gastfreundlich in ihrem eignen Hause aufgenommen, eine sehr treue und liebe Freundin.

Als wir nun, nach den interessantesten Stunden wieder im Wagen saßen, sagte sie mir: Jetzt haben Sie meinen großen Victor gesehen, werden Sie mir aber auch wenn ich nach Deutschland komme eines ihrer Ungeheuer zeigen? — Ach! die müßten wir in den Urwäldern oder Höhlen suchen, antwortete ich ihr. Die armen deutschen Genie's! Kein Fleckchen Erde, das sie vereinigte. In einem Winkel sitzt jeder allein und baut sich dort, so gut es geht, eine schöngeistige Residenz. Kein gemeinschaftlicher Geist beseelt die Literatur Unsre Schriftsteller leben vereinzelt, ohne Einverständniß und so concentriren sich die Lichtstrahlen zu keiner wahren

Sonnenwärme. Das kleine Weimar brachte einmal eine schöne Zeit; vielleicht ist es München oder Stuttgart vorbehalten sie wieder zu erneuern. Aber so lange der gigantische Egoismus waltet, wird der Zweck aller geistigen Kraft wohl dem Ich untergeordnet bleiben und kein gemeinschaftlich literarisches Streben möglich werden. Ah! que le moi est odieux! sagte Madame Abel Hugo.

Lamartine.

Die ersten Jahre in dem Leben des Kindes waren einförmig und arm an Begebenheiten. Eine fromme Mutter, liebliche Schwestern gaben ihm die strengen oder liebreichen Lehren des häuslichen Lebens, in einem Dorfe der Bourgogne, wo seine Familie auch die Familie der Armen war, wo seine Mutter zu jeder Stunde Wohlthaten barmherziger Liebe spendete und das Beispiel frommen Wirkens gab. Er wuchs heran, abgesondert von der Welt, in stiller Einsamkeit, doch nicht in Vereinzelung; denn schon wiedertönte sein Herz von jedem Eindruck der Natur, schon belebte er die äußere Welt und machte sie zu seiner Eroberung und knüpfte so den Ring der Kette wieder, der die Natur an Gott bindet, und den die Menschen zerbrochen haben! —

In „Milly, der Heimath" hat er uns diese Jahre gezeichnet, die so süß an Erinnerungen, so entscheidend für sein Leben waren. Hier schöpfte Lamartine seine mildthätige Liebe für die Armen, hier seinen demüthigen und starken Christenglauben, den er, was man auch sagen mag, nur erweiterte, nur läuterte, ohne sich je von ihm zu trennen.

Die Streifereien auf den kahlen Bergen von Milly,

wo die Ziegen kaum einige schleppende Brombeerreiser finden, flößten ihm jene Melancholie ein, die sich später an der Schwelle des Kirchhofes noch mehr entfalten sollte. Die religiösen Uebungen der Kirche, die Familien-Traditionen, das praktische Leben, das die Kraft der Resignation an den Stufen des Altares nahm, banden ihn an den Glauben seiner Väter durch ernste Dogmen und fortwährendes Beispiel.

Dieser Zeit gehört ein wenig bekannter Zug aus dem Leben des Dichters. Einmal kam der Pfarrer des Ortes (ein gutmüthiger Greis, der vielleicht Joulge zum Vorbilde diente) einen geistlichen Besuch in dem Hause des Dichters abzustatten. Lamartine war damals zwölf Jahre alt; nur seine Mutter allein konnte wissen was dieses liebende und weiche Herz an Hoffnung und glorreicher Zukunft in sich schloß. Er war gut und liebenswürdig für alle, aber nur dem liebenden und durchdringenden Auge der Mutter war er schon ein Genie. In einfachen, bescheidenen Gesprächen verging der Tag; der Abend kam, die Schatten senkten sich auf die Berge und der Pfarrer wollte nach Hause kehren; vergebens versuchten die Kinder ihn zurückzuhalten; — er war so glücklich, der gute Pfarrer, unter ihnen! aber die Pflicht sprach lauter als alle Liebkosungen. Der andere Tag war ein Sonntag; eine Predigt sollte am folgenden Morgen gehalten werden und dieser Abend war der Vorbereitung bestimmt. Die Verlegenheit schien groß; aber der junge Dichter ist ja da! Für den Pfarrer, den er herzlich liebte, für seine Mutter, die er glücklich sah im Gespräche mit dem würdigen Geistlichen, für seine Schwestern, die so geschäftig, in aller Grazie, fröhlich

bemüht waren um den Greis in schwarzer Soutane und bestaubten Schuhen, bot sich der liebenswürdige Knabe so gerne an! Das wäre für jeden andern eine Anstrengung gewesen; ihn machte es glücklich." So ist er denn am Werk und schreibt die Predigt. Am nächsten Morgen wurde die Rede des Kindes von der Kanzel des Evangeliums gelesen. Der Text war die christliche Liebe. Der Dichter lieh seine glühende Seele dem Priester, der Priester lieh dem Dichter seine von Alter gebrochene Stimme, das Ehrwürdige seiner weißen Haare, sein ganzes Leben von Tugend und Hingebung und die väterlichen Bewegungen seiner Hände, die nur lossprechen und segnen konnten. Die Predigt war bewunderungswürdig. Wir entscheiden nicht ob der glückliche Erfolg den Dichter oder den Priester krönte; er war vielleicht das Werk der Religion allein, die brüderliche Liebe zur ersten Tugend des Herzens erhebt.

So vergingen Lamartin's Kinderjahre, ehe er von den ehrwürdigen Vätern des College in Belley höhern Unterricht erhielt. Alle diese Erinnerungen findet man nicht in den „Meditations." Die Gegenwart löscht hier die Vergangenheit aus. Hier ist nur Leidenschaft und das Glück eines Tages, die Liebe, schon geläutert durch das Christenthum und die Sinnlichkeit ohne Selbstsucht.

Wenn aber die Seele des Dichters wieder zurückkehrt zu dem heitern Sinn seiner Kindheit, wieder sich erhebt über den Tumult der Jugend, dann blitzen auch seine Erinnerungen wieder auf, dann brechen sie hervor in einzelnen, hingeworfenen Strophen, oder in ganzen, in Begeisterung niedergeschriebenen Gedichten, wechsel-

weise eingegeben durch seine Neigungen, die Farben der Gegenden, die er bewohnte, oder den Schmerz und das Bangen des Todes. So redet er von der demüthigen Dorfkirche und stellt um sie her alle Noth und allen Schmerz, die da kommen um sich Trost zu holen:

Jl est sur la colline
Une blanche maison,
Un rocher la domine,
Un buisson d'aupèbine
Est tout son horizon.

Anderswo stößt er einen Klageschrei des Schmerzens aus, der von der Seele des Dichters ausgegangen, durch die unsrige dringt und uns mahnt auf alles zu verzichten, selbst auf die Liebe der Mutter. Am Tage, wo der Dichter zum Mitglied der französischen Akademie ernannt wurde, starb seine Mutter unter den schrecklichsten Qualen und mischte in ihr schmerzvolles Jammern und in ihr ergebenes Gebet der letzten Stunde den Namen des entfernten Sohnes! —

Dieser Tod war schrecklich, durch den Zufall, der ihn so plötzlicher Weise herbeiführte. Altersschwach und krank nahm Frau von Lamartine ein Bad in einer, von ihrem Wohnzimmer entfernten Waschkammer. Sie öffnete die Röhre des heißen Wassers, konnte den Hahn nicht sogleich wieder zudrehen, die Hülfe war nicht schnell genug und sie mußte nach zwei Tagen der schrecklichsten Schmerzen sterben. Wer hat nicht mit dem Dichter geweint wenn er jene Poesie las, die überschrieben ist „*Mamère!*" da wo das Lob der Mutter das Lob des Sohnes ist, wo die Hoffnung

ewigen Glückes kaum eine Helle auf die Trauer gegenwärtiger dunkler Schmerzen wirft! —

Dies innere Familienleben, das wir skizzirt in den Harmonien wieder finden, wird später ergänzt durch noch eine Neigung, die eben so rein, so tief und so wenig glücklich war! Wir wissen nicht ob das Grab von Sorrent noch der Zeit der Meditationen gehört, ob es noch der Gedanke an Elwire war, der über den Himmel des Poeten zog. Wenn wir nicht irren, so ist Elwire todt; das Kruzifix hat den letzten Abdruck ihren Lippen in den Meditations erhalten. Diese erste Liebe erlosch in Macon an den Ufern der Saone, nicht weit von dem Wohnorte Lamartin's. Wir sehen, daß es nicht die Eingebung seiner Phantasie allein war, die ihn das Grab von Sorrent wählen ließ. Lamartine stößt mit jedem Schritte auf ein Grab! — Entfernt von Frankreich, am Meeres-Ufer von Neapel, mag das Grab von Sorrent jener Epoche seines Aufenthaltes in Italien gehören, die das Leben des jungen Mannes, sein bewegtes, kühnes Leben war. In diese Zeit auch, in die er das ganze Feuer der Jugend warf, und wo unter peinlichen Prüfungen die Erfahrungen des Lebens für ihn beginnen, fällt sein Duell mit einem italienischen General. Einige Strophen des letzten Gesanges von Child Harold malen in dunkeln Farben die Zukunft Italiens, das schon aus der Gegenwart gestrichen ist. Ein patriotischer General nahm die Vertheidigung seines Vaterlandes. Eine Zusammenkunft fand statt zwischen ihm und Herrn von Lamartine. Lamartine wurde am Arme verwundet. Es scheint, daß die Episode von Sorrent aus gleicher Zeit datirt. Was

seine Gefühle betrifft, ist er hier nicht mehr der Dichter der „Meditationen", und auch noch nicht der Verfasser der „Harmonien"; in der Form aber ist diese Dichtung eine merkwürdige Prophezeihung der Zukunft der französischen Poesie. —

Hier hat er den ersten Versuch gewagt in der Wiederholung des Gedankens, in einige Verse gedrängt, der nach langer Ausdehnung der Empfindung, plötzlich immer wieder hervorbricht wie ein Schrei, wie ein Bedürfniß der Seele.

Mais pourquoi revenir sur ces scènes passées,
Laisse le vent gémir et le flot murmurer;
Revenez, revenez o mes tristes pensées,
Je veux rêver et non pleurer.

Später hat er in einer merkwürdigen Vorrede über die Bestimmungen der Poesie, erkannt, was diese noch nicht gebräuchliche Form für die Zukunft verspricht und in einem National-Liede aus Calabrien, das er oft singen hörte von den Frauen in Amalfi, wenn sie vom Brunnen zurückkehrten, hat er diesen Schlußreim wieder aufgenommen und in seine Sprache übertragen, der nun, nach seiner Ueberzeugung nicht allein im Liede, sondern auch in der höhern Poesie eine Stelle finden soll.

Eine Frau singt diese einfachen Verse, und in den Stimmen der Sehnsucht, die in gebrochenen Worten in ihrem Herzen schauern, später in der Umarmung des Verlobten unter den Sicomoren, endlich in den Stimmen der Mutterliebe, die in ihrem Herzen sprechen und zuletzt in den Seufzern und Hoffnungen der

Matrone mit weißen Haaren, findet sich immer wieder die Stimme ihres Schutzengels, des Engels ihrer Kindheit.

„C'était vous, c'était vous o mon ange gardien,
„C'était vous, dont le coeur déjà parloit au mien.“ —

Später, in ihrer letzten Stunde kommt der schützende Engel, der sie nie verlassen hat noch ein Mal. Es ist die Schlußzeile:

„Mais c'est vous, toujours vous, o mon ange gardien,
„Vous dont le coeur me reste et pleure avec le mien!“ —

Zugleich, wenn Lamartine in einigen seiner Harmonien die gesellschaftliche Zukunft zeigte, die der Poesie aufbewahrt ist, begreift er auch wie jetzt die politischen Intressen der Völker stehen und indem er die Fragen der Zeit abzog von den menschlichen Zuständen, die sie hemmen, kam er zu den Folgerungen einer Politik, die sich für die Intressen der ganzen Menschheit erweitert. Gewiß, das mußte ein mühevolles Werk seyn und mit Geduld durch die aufmerksame Prüfung der Dinge und Ideen zusammengetragen, die Verwandlung eines Mannes, der als Royalist geboren, zu der Erkenntniß des Gleichgewichtes gelangt, das zwischen dem Königthum und dem Volke besteht.

Die Schwierigkeiten waren größer noch für Lamartine wie für jeden andern. Er ist der Sohn des Adels, seine Kindheit wurde gewiegt von aristokratischen Hoffnungen und Erinnerungen. Seine Jugend wurde unterstützt von den Bourbons. Die Restauration hatte ihn zum Garde du corps gemacht, die Gesandtschaft von Neapel belohnte seinen Ruf und seine Ergebenheit; überdies hatte er die königliche Salbung

des Greises besungen, der in der Verbannung sein Grab fand, und die Geburt des Kindes, das in der Verbannung den Thron erwartet; er war nicht nur der Restauration zugethan durch Worte allein, er war gekettet an die ältere Linie durch Schrift und Lob, aber vorzüglich durch jenes Zartgefühl, mit dem der Mann von Ehre dem Unglück treu bleibt. Doch auf den Flügeln der Philosophie und der Religion mußte er sich zur ganzen Menschheit erheben, mit allen ihren Formen, allen ihren Verfassungen. Er hatte sich die Ueberzeugung errungen, daß die Revolution keine vorübergehende Thatsache war; die Revolution ist ihm der intellektuelle Krieg in ganz Europa; er hat eingesehen, daß unser ganzes Jahrhundert ein Wettlauf ist zu großen Zwecken durch kleine Mittel; er hat das Ziel erkannt, ohngeachtet aller Gefahren seiner falschen Stellung, und ohne die Vergangenheit abzuschwören läßt er dem Geschehenen Gerechtigkeit widerfahren und erkennt den Werth der bessern Thaten. So hat er sich über alle Partheien gestellt, aber als König der unsterblichen Politik, so wie er König der unsterblichen Poesie ist.

Wir verstehen jetzt was sich als Keim schon in den „Harmonien" findet. Er, der das Gedicht über die Revolutionen schrieb, ist auch der Philosoph, der „den Tod Sokrates" dichtete, er ist der Christ, der die Hymne „Jehovah" sang; es ist der Mensch, der in den Leiden seiner Seele alle Leiden der Menschheit zusammendrängte, der in dem „*Novissima Verba*" die Trauer der Welt und die Trauer seines Lebens ergoß. Er ist es, der sich auf dem Mysticismus der

katholischen Kirche zu den Hymnen des heiligen Geistes erhob. Er ist besonders der kräftige Gesetzgeber, der am meisten die Todesstrafe angefochten hat; er ist der einsichtsvolle Staatsmann, der in der bürgerlichen Ordnung die Pflichten des Geistlichen und Maire bezeichnete, und endlich, um alles zusammen zu fassen, der in der rationellen Politik ein ganzes Gesetzbuch der Pflichten und Rechte gab.

George Sand.

Seit ihrem Beginn war die Poesie der Schmerzens-Schrei der gefallenen Menschheit, des unter der Bürde des Lebens niedergebeugten Sterblichen, der noch gequält wird durch das Vorgefühl des Unendlichen! — Die Poesie strahlt nur in Freude wenn sie der Erde entflieht um ihr müdes Haupt in den Himmeln zu bergen. Dann erhebt sie die Menschheit noch ein Mal, stellt sie wieder hin auf den Standpunkt, von dem sie abgefallen ist und so wird die Poesie, nach dem Ausspruch einer berühmten Frau, „der augenblicklich errungene Besitz von allem was die Seele wünscht!" —

Wo aber die religiöse Idee den Seelengrund des Dichters durchleuchtet, wie dann auch die Stürme des Lebens sich gestalten, so trägt sein Werk, obgleich ängstigend und glühend, doch auch wieder in das Herz eine feierliche Ruhe, die von Gott zeugt. Ist aber der Zweifel der gewöhnliche Seelenzustand des Dichters, so ist seine Sprache fieberisch und hoffnungslos und seine trostlosen Qualen führen zur Ohnmacht oder zur Empörung. Noch giebt es eine gewisse, mächtige Stimme, deren Melodie allein schon berauscht und ihre lieblichen

Schmeicheltöne sind wie Glück, ohnerachtet der Gefahren und Gifte, die sie verbergen.

Der religiöse Glaube allein kann die leidenschaftliche Seele sättigen, weil er allein der Unermeßlichkeit ihrer Wünsche entspricht. Das große Unglück des glühenden Herzens ohne Glaube ist von irdischer Liebe ein unendliches Glück zu erwarten, das sie nicht geben kann; dann windet es sich im Schmerz vor den furchtbaren Hindernissen, die ihm die Gesellschaft entgegenstellt, oder erlöscht allmählig in Gewohnheit.

Beschränkt in seiner Natur, wenn er sich nicht verliert in die Räume des himmlischen Traumes, gelangt der Mensch schnell zur Sättigung und das leidenschaftliche Herz fällt dann zurück in convulsivische Verzweiflung, oder die Geschichte wird schwärzer und endet nur allzuoft mit Selbstmord. —

Die Werke der George Sand haben uns ein Bild ihrer Leiden aufgezeichnet. Welche Zerrissenheit war in dem Herzen dieses Weibes. Es ist erlaubt von ihrem innern Leben zu sprechen, da die Tribunale uns ihre häuslichen Leiden entdeckten.

Unglücklich in ihrer Ehe, gedrückt durch eine verdorbene und heuchelnde Welt, hielt Madame Dudevant lange in ihrer Brust unsägliche Schmerzen verborgen; dann kam ein Moment, wo sie sich erhob gegen diese Welt, die sie zermalmte; sie wollte ihr die Maske entreissen. Es lag in ihrer Empörung gegen die Ehe eine seltene Kühnheit und furchtbare Energie. Es war ein zerdrücktes Herz, das sich durch Zorn und Thränen erleichterte und ihr Schmerzensschrei tönte durch ganz Frankreich. Viele wurden ihre leidenschaftlichsten

Gegner, aber eine größere Anzahl, hingerissen durch den Zauber ihres Styles und durch die Kraft eines wirklichen Leidens, nährten sich von ihren Worten und bewunderten sie mit Enthusiasmus.

Wir sollten uns nur dem bösen Willen leidenschaftlich entgegenstellen, der das Uebel mit kalter Berechnung thut; aber eine Seele, die durch das Leben gemartert wird, was auch immer die unvorsichtigen Worte ihrer Verzweiflung sind, könnte sie etwas anderes in unserm Herzen finden als tiefes Mitleid? Wir liebten George Sand seit der Erscheinung ihres ersten Werkes „Indiana", — jenes armen, gebrechlichen Wesens, jener reizbaren und sensitiven Creolin, die sich gleich der zarten Blüthe, bei dem leisesten Hauche der positiven Rohheit verschließt. Indiana wird unaufhörlich abgestoßen von dem rauhen Soldaten, der unwissend in allem was das Seelenleben betrifft, nur im Menschen die Bedürfnisse des Thieres begreift und höchstens jene des edeln Schlachtrosses, das stolz wiehert bei dem Anblick der Kanonen. — Unglückliche, die ihre Einbildungskraft betrügt! Sie entflieht dem finstern Jammer des ehelichen Bundes um sich in die Arme zu werfen — von wem? — Einem aus der elendesten Gattung der Menschen, des Fat der großen Welt, mit eleganter Form, die nur zu oft die Leere überdeckt, wie den verächtlichsten Egoismus, die thierische Verachtung jeder Intelligenz, die lasterhafte Gleichgültigkeit für die Tugend. Indiana hätte an dieser Qual sterben müssen, wäre ihr nicht die stille und große Seele ihres unbekannten Freundes begegnet, des edlen Charakters, wie er sich noch auf der Erde findet, Gott sey Dank!

Mitten unter der Masse von Romanen ohne Styl und ohne Gedanke, mit denen uns die Pariser Manufakturen überschwemmen, zeichnete das Publikum dieses Werk aus. Die Kritik zog die Aufmerksamkeit auf diese rührende Schöpfung und man war noch erregt von den Leiden Indiana's, als ihre bezaubernde Schwester erschien: Valentine. Dieser Roman ist vielleicht noch dem ersten überlegen. Er enthält bewunderungswürdige Scenen und eine der bemerkungswerthen ist wohl jene der Fischerei wo Benedict mitten unter diesen drei Frauen steht, die ihn lieben. Valentine ist nicht die braune Creolin mit dem schwarzen Auge; sie ist das blonde, aristokratische Mädchen, deren Herz aber Flammen verbirgt. Die Gesellschaft liefert sie nicht an einen alten Soldaten, mit rauhem Commando-Wort, aber an einen jungen Diplomaten; abgelebt, vertrocknet in erbärmlichen Ränken, der das Gold Valentinen's heirathet um Schulden zu tilgen, die seine Zukunft beunruhigen. Das arme, edle Mädchen liebt mit ganzer Kraft ihrer Seele Benedict, der Abends, in der Einsamkeit des Feldes singt, mit zitternder und leidenschaftlicher Stimme und wie ein Kind zusammenschauert bei dem Anblick seiner anmuthigen Geliebten. Wie alles trefflich gezeichnet ist in diesem Buch! Die reichgewordene Bauernfamilie; diese Luise, so unglücklich und bewunderungswerth, die alte Douairière in ihrer Eitelkeit und Beweglichkeit. Und welch ein Gefühl für die Natur! Die lachenden und schönen Landschaften Berry's, welche lieblichen, bezaubernden Beschreibungen! —

In diesen beiden ersten Werken zeichnete George

Sand edle Frauen-Naturen, märtyrisirt durch die Brutalität und Trockenheit der Männer. In Jacques, im Gegentheil, ist der Seelenadel dem Manne zugetheilt, die unbedeutendste Nullität aber der Frau. Fernande ist ein junges Kind, deren Reiz allein in ihrer graziösen und rosigen Jugend besteht; was ihre Seele betrifft, so ist sie als wäre sie nicht. Auch opfert sie das stolze und exaltirte Herz ihres Gatten dem traurigsten Geliebten, einem jungen Manne ganz ohne Bedeutung, der nichts für sich hat als zwanzig Jahre und sein Talent einige Arien auf der Flöte zu spielen. Diese Liebe hat etwas kindisches; sie stellt den finstern Charakter von Jacques nur höher, der eine Menge junger Köpfe gewaltig impressionirte. Es hat diesem Romanenhelden wieder die religiöse Idee gefehlt; daher handelt er zuletzt wie ein Wahnsinniger. Eine glühende Seele, in die kein Glaubensstrahl leuchtet, wird endlich gewaltsam zum Selbstmord hingerissen. —

Als nun Jacques erschien, blieb die Tendenz in den Werken der George Sand nicht mehr zweifelhaft. Sie wurde förmlich angeklagt die Ehe anzugreifen. Man wiederholte es ihr so oft und so lange, daß sie sich verpflichtet glaubte darauf zu antworten in einem Briefe an Herrn Nisard. Sie erklärte, daß sie von ganzer Seele die Ehe achte, wie sie Christus und der Apostel Paulus gepredigt und daß sie nur die Ehe unserer Tage verwünsche, die von den heiligen Wegen des Glaubens und der Vernunft abgelenkt werde. Und wer denn wird sich erheben und die Ehe vertheidigen, wie wir sie gegenwärtig überall sehen, vorzüglich in den höhern Ständen. Seit sich die Augen in Scham

bei dem Anblick des Himmels senken, seit die Herzen Gott nur in sich allein erkennen, haben sich die Menschen an das Gold gehängt, wie an die Quelle der einzigen Güter, die sie verstehen, und die auch die Thiere verstehen würden in den Ställen ihrer Hôtels. Liebe, Sympathie der Ideen und des Geschmackes, alle moralischen Bande erregen nur das stupide Gelächter der jungen Finanzier's unsrer Epoche. Die physische Form selbst beginnt für sie ohne Reiz zu seyn; die Schönheit hat ein Geistiges, das ihren rohen Sinnen entflieht. Gegenüber eines so gräßlichen, moralischen Elends, wie könnt ihr noch verlangen, daß sich die Seele nicht empört, daß sie einen Schreckensschrei hinauswirft in eine Gesellschaft, die diese widerliche Monstruosität Ordnung nennt. Ist es nicht Hohn des Göttlichen, wenn der Priester des Herrn, der den menschlichen Geist wieder zu seinem ursprünglichen Adel erhoben, nun zu einem so unedlen Handel den Segen spricht? Wäre die Ehe noch übereinstimmend mit den christlichen Institutionen, so müßte sie der Dichter, als Repräsentant aller edlen Ideen vor allem heilig achten, ohne daß man behaupten möchte so glühende, stürmische Seelen wie George Sand würde das unauflösliche Band beglücken. Es giebt Wesen, die in keiner Einförmigkeit, in keiner Gewohnheit leben ohne Ungeduld; für solche giebt es nur Eines sie zu zügeln; nicht die Poesie, nicht das große, geistige Leben, nicht das weiche, hingebende Herz; — über allem diesen steht nur das Eine, das sie unterwirft, der religiöse Glaube, Demuth und Ergebung.

Zwischen Valentine und Jacques erschien eine Dich-

tung, die wie ein großartiges, aber ungeordnetes Monument dasteht, und die in einzelnen Theilen den glänzendsten Styl zeigt. Lelia ist ein Symbol des Scepticismus der Gesellschaft in Frankreich. Es sind glühende und glaubensleere Seelen, die sich in alle Erfahrungen werfen um das Leben zu finden und nur dem Tod begegnen! — Es ist der große Zweikampf des Geistigen und Sinnlichen, der Seele und des Körpers. Lelia lebt nur in geistigen Regionen und beherrscht daher ihre Umgebungen, die noch in materiellen Banden gefangen sind. Sie lächelt zu den kindischen Illusionen ihres Geliebten, der nur den Besitz für Glück hält, sie, die alle Leere menschlicher Liebe erkannte; sie, die jetzt in ihren Ideen lebt, von der Betrachtung des Göttlichen in der Natur; sie, die von der Liebe spricht wie Augustin und Fenelon.

„Die Liebe, Stenio, ist nicht was du glaubst; sie „ist nicht dies mächtige Streben aller Kräfte zu einem „erschaffenen Wesen; sie ist das heilige Streben des „geistigsten Theiles unsrer Seele zu dem Ungekannten! — „Begrenzte Wesen, wie wir sind, suchen wir unaufhörlich uns zu täuschen über diese brennenden und „unersättlichen Wünsche, die uns verzehren. Wir suchen „einen Endzweck und wir armen Verschwender schmükken noch unsre vergänglichen Idole mit allen geistigen „Schönheiten, die wir in unsern Träumen bemerken. „Die Natur hat nichts so ausgesuchtes in ihren reinen „Freuden, um den Durst des Glückes zu stillen; wir „brauchen den Himmel und haben ihn nicht! — Daher suchen wir ihn in einem Geschöpf, das uns ähnlich ist und verschwenden an dieses alle höhere Ener-

„gie, die uns zu einem edleren Gebrauch gegeben „wurde. Wir versagen Gott das Gefühl der Anbe„tung, das in uns gelegt wurde, um allein zu Gott zu„rückzukehren. Wir tragen es über auf ein unvollkom„menes und schwaches Wesen, das die Gottheit unsres „abgöttischen Cultus wird. Und wenn nun der himm„lische Schleier fällt und das Geschöpf sich zeigt, elend „und unvollkommen hinter diesen Weihrauchwolken, „hinter diesem Glorienschein der Liebe, sind wir er„schrocken über unsre Täuschung; wir erröthen, stürzen „das Idol um und treten es mit Füßen! Und dann „suchen wir ein anderes, denn wir müssen lieben, und „wir betrügen uns noch oft bis zu dem Tage, wo „wir enttäuscht, erleuchtet, gereinigt, die Hoffnung „einer dauerhaften Neigung auf Erden aufgeben und „zu Gott allein die enthusiastische und reine Huldigung „erheben, die wir immer nur ihm allein hätten zu„wenden sollen.“ —

In Lelia entfaltet sich am meisten die poetische Kraft der George Sand. Wenige Schriftsteller haben wie sie die geheimnißvollen Beziehungen der Natur zu der Seele des Menschen erkannt. Die weichen und durchsichtigen Lüfte Italiens durchdringen diese Poesie. Wie schön ist die Nacht, wo die Barke Stenio, Lelia und Trenmore trägt, über die leuchtenden Wogen hin im funkelnden Mondlicht! — Wie der Dichter die Einöde zu zeichnen versteht, das Gewitter der Gebirge, die finstern Schrecken eines Klosters in Ruinen! — Ihre eignen Leiden und das Gefühl für die Natur sind die großen Begeisterungsmittel der George Sand.

Wie auch das moralische Chaos in dem Roman

Lelia ängstigt, hat er doch noch eine wohlthuende Seite; es ist die Verherrlichung des Geistigen, das die sinnlichen Freuden tödtet und ihre Nichtigkeit heraushebt. Alles findet sich in diesem Buch: Spiritualismus und Materialismus, Gott und das Nichts, Leben und Tod; alles mischt sich und vermengt sich hier. Oft liegt es wie Alpdrücken auf unsrer Seele; denn es ist ein starkes und finstres Werk, das Werk des Genie; in dessen Leben der Glaube noch nicht seine ruhige Heiterkeit ausströmte; ein Werk, das sich in zwei Worte fassen läßt: Zweifel und Schmerz!

George Sand ist der französische Schriftsteller, der am meisten Byron verdankt, wenigstens ist es derjenige, der die vielfachsten Beziehungen zu dem Sänger Manfred's hat.

Ist es dem Verfasser der Lelia gelungen, den großen Dichter Englands vollkommen zu studieren, oder giebt es eine natürliche Uebereinstimmung dieser beiden? Ich weiß es nicht und bemerke hier nur vorübergehend, daß beide vergebens das Glück in der gesellschaftlichen Ordnung suchten und daß die Schmerzen der Seele wohl mehr als eine gemeinschaftliche Quelle haben. Der Charakter von Léon Léoni ist eine ganz byronische Schöpfung. Verbrechen und Kraft, — gefürchtet nnd angebetet, ist es nicht Conrad, ist es nicht der Type von Byron? — In diesem Buche athmet wieder Italien mit allen Freuden seines Himmels, so wie es sich unauslöschlich in die Seele George Sands einprägte.

Hier muß man das Ende der großen poetischen Phase des Dichters der Lelia bezeichnen. Diese ihre frühern

Werke, die die Einbildungskraft so mächtig erregten, waren so zu sagen, mit dem Blute des Dichters geschrieben. Sie hat es ihrem Herzen entnommen und wie viele Sympathieen sollte die schmerzliche Stimme bewegen! — Seitdem blieb George Sand mehr ein gewöhnlicher Schriftsteller, der die Leiden anderer beleuchtet; sein inneres Seufzen, seine Klagen haben aufgehört; die Seele ist weniger gedrückt und findet Kraft ihres Gleichen zu beklagen.

André machte großes Glück unter den Lesern der Romane. Hier ermüdet nichts die Einbildungskraft, wenn sie nicht gewöhnt ist, bis in die höchsten Regionen der Poesie zu dringen. Es ist in diesem Roman viel Beobachtung und Grazie. Welche Reize wußte der Verfasser zu verbreiten über die zierlichen Blumen der sanften Geneviève. Der ohnmächtige Charakter des armen André ist nicht so selten zu finden als man glaubt. Geneviève ist eine der reizendsten Frauen, die George Sand uns gezeichnet hat. Sie birgt unter dieser anmuthigen Hülle die wahre Kraft, die Frauen geziemt. Henriette ist eine bezaubernde Grisette und wunderbar gezeichnet. Wir haben alle einen so alten Landedelmann gekannt, der wie André's Vater stolz auf seine Ahnen und seine Erdschollen war! —

Ich vergaß von dem *Secretaire intime* zu sprechen, ein Werk ohne Kraft, das man nicht aus der Feder der George Sand hervorgegangen glaubt. Simon hätte man wohl gerühmt, wäre er nicht von seinen ältern Geschwistern überstrahlt. In einigen Novellen, den Revuen bestimmt, hat George Sand viel Poesie

und Leidenschaft ausgesäet. Die schönste ist wohl die *Marquise.* Ohne den Werken gleich zu kommen, die den Ruf der George Sand gründeten, ist doch Mauprat eine Erzählung voll von Interesse, die sehr bemerkt wäre aus einer andern Feder. *Edmée* hat die ganze Kraft und Würde der christlichen Frau. Was die *Maîtres Mosaïstes* betrifft, so ist der Roman, ohngeachtet der Reize einiger Einzelnheiten, doch matt und ich begreife nicht warum George Sand ihr Talent diesem Gemälde widmete. Vielleicht bewog sie eine Erinnerung, vielleicht ein altes Buch, das sie in dem Atelier eines Malers fand. *La dernière Aldini* bietet anmuthige Bilder, fantastische Weiber-Capricen; aber der Roman enthält nichts neues über das glänzende Talent, dessen Geheimniß wir zu ergründen suchen. Ich ziehe vor mich bei den „*Lettres d'un voyageur*" aufzuhalten, die wechselnd angefüllt sind mit erhabener Poesie; irrenden Phantasieen, Jugend-Thorheiten, bittern Schmerzen, lachenden Gedanken; ein Buch, das geschrieben wurde ohne Plan, nur nach den flüchtigen Eindrücken einer feurigen und bewegten Phantasie. Wenn man diese innern Offenbarungen liest, sieht man sich zurückversetzt in die Jugend des Verfassers, in die Zeit wo sie, das junge Mädchen von fünfzehn Jahren, dahin flog auf einem raschen Pferde, in den einsamen, stillen Feldern von Berry, die sie später durch ihre magische Poesie verherrlichen sollte. Man erkennt die seltsame Frau, die gekleidet wie ein Mann, als Kamerade sich zu Künstlern und Poeten gesellt, es liebt, daß man sie George nennt und geistreiche, sorglose Worte zwischen die Rauchwolke ihrer Cigarre wirft.

Man sieht hier, wie diese Frau, die so viel herbe Leiden der Phantasie und des Herzens erlitt, wie ein Kind noch lachen kann bei dem Anblick der Blumen oder eines Schmetterlings. —

Mitten unter allen anmuthigen Frivolitäten, giebt es in diesem Buche Rückblicke voll Bitterkeit und Tiefe über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, über die Qualen des Dichters in der wirklichen Welt. George Sand zeigt uns ihr Herz, blutend unter den Schlägen der rohen Menschen. Sie war niemals beredter als in dieser Stelle. Ja, der Dichter trägt sein schweres Kreuz in Mitte der verdorbenen Gesellschaft, die nur materielle Intressen kennt. Glücklicher Weise giebt es zwischen seiner Seele und der Natur, zwischen ihm und Gott heilige Beziehungen, die ihn trösten und halten. Ein geheimnißvolles Leben singt in ihm. Es sagt ihm, daß diese Welt des Scheines vergeht und er in himmlischer Stätte verstanden wird. Und der arme Verbannte, ermüdet durch die rauhen Stimmen der Menschen, lauscht den Meeren, die an den Ufern seufzen, den Klagen des Windes in den Wäldern, dem wunderbaren Rauschen der Gebirgshöhen. Ist auch die Brust des Menschen ihm verschlossen, so weint doch die Natur mit ihm und es liegt in ihrer Erbarmung ein Reiz, der den gewöhnlichen Seelen verborgen ist. — Was aber wird die Zukunft des Dichters der Lelia seyn? Dies glühende Talent, wird es nur das schwächere Echo seiner ersten Töne bleiben, oder wird es auferstehen in einer neuen Verwandlung der Gedanken? George Sand versteht vielleicht bald den letzten Endzweck aller Kunst. Sie hat zu viel Größe um den Theorien uns-

rer Zeit zu huldigen, der die Poesie ihr Selbstzweck, ihr eignes Ziel ist, und wie ein Mal dahin gelangt die Herzen zu rühren, es unvernünftig wäre mehr von ihr zu fordern. Sie wird diese Lüge weit von sich werfen, denn sie erkennt, daß der Dichter nicht die Erde mit seinen Schmerzen und Klagen erfüllen soll, in der einzigen Absicht sein Herz zu erleichtern; nein, wie es eine andre, ruhmvolle Sendung für ihn giebt: den Menschen der Gottheit näher zu bringen. Sie wird sich die schönen Fragmente der Briefe an Marcie zurückrufen, die sie in einem Augenblick der Kraft und heiliger Resignation schrieb und diese Worte müssen sich strahlend vor ihren Blicken zeigen: „das Schöne ist nur der Abglanz des Wahren!"

George Sand! Menschen haben Dich verdammt, weil Du ihnen den tiefsten Grund Deiner Seele zeigtest; sie sind zurückgetreten vor Deinen Zweifeln und Deinen Leiden und doch ist Dein Gemüth nicht eines der hoffnungsloskranken unsres Jahrhunderts, denn das Feuer des Enthusiasmus erwärmt und begeistert Dich, denn Du erkennst Gott in Deinen erhabenen Betrachtungen der Natur und fühlst die tiefe und göttliche Erbarmung des Herzens, aus dem jene Worte fielen: Kommt her zu mir, alle, die ihr leidet! — O ich möchte Dir zurufen wie Lamartine dem großen Dichter Englands: „Ach! wenn Du aus dem Reiche der trauernden Schatten Deinen leuchtenden Aufschwung gegen das Licht nehmen möchtest, nie hätte der Gesang der Seraphina mit göttlichern Accorden die Seele entzückt!" — Ich aber segne Dich George Sand,

denn wie auch die Verirrungen Deiner Gedanken waren, es liegt etwas Wunderbares in den Tönen aller Poesie; ein Thau, der die Seele erfrischt, eine Flamme, die sie reinigt und erhebt, eine Kraft, die sie der Erde entreißt und zitternd vor Gott niederbeugt! —

Chateaubriand.

Es war auf einer Steinbank, als ich das erste Mal eine Seite aus Chateaubriand las, in einem jener Höfe von Lyon, deren Mauern hoch und traurig, kaum ein Eckchen Himmel zeigen, auch nicht den Sonnenstrahl, zu keiner Stunde und in keiner Jahreszeit. Ich hatte schon eine Anzahl von Poesieen durchblättert, die allein der Schule Delille's angehörten und die ich sogleich zurücklegte, da ich mir nichts daraus entnehmen konnte. Die Seiten, die ich damals las, es waren Atala und René, wirkten auf mich wie eine überirdische Erscheinung. Ich fühlte einen Schauer vor dieser idealen Welt, die sich mir zum ersten Male aufschloß! Oft genug hatte ich rührende Bücher gelesen um zu weinen, aber den eigenthümlichen Eindruck, den man Poesie nennt, kannte ich nur aus meinen Träumen.

Die Blüthen von den Akazien, waren nun eben so viel Liebesblüthen, die von dem Feenbaume abfielen, unter dem ich träumte; und die kleine Himmelsdecke, die mir die Mauer nicht entziehen konnte, schien mich freundlich anzulächeln und mir zum ersten Male zuzurufen: Betrachte mich, ob ich nicht schön bin bis in die Tiefe meiner Wolken! —

Frankreich auf der steinernen Bank seiner klassischen Literatur mußte diesem Aehnliches empfinden bei der ersten Erscheinung der Werke Chateaubriand's. Es war eine Stimme, die weder ganz aus der alten, noch aus der neuen Welt hervorging, die allein aus dem Ocean, der beide trennt, sich bildete! —

Ihre Sprache gleicht dem Wuchs einer jener Riesenpflanzen aus Amerika's Norden. Der Wind bewegt in ihrem Blattgezweige Stimmen, die nicht aus unserm Himmelsstriche kommen. Gefühle und Bilder gehören augenscheinlich einer andern Hemisphäre, aber das Wunderbare war, wie sich die Eindrücke der alten Welt in die neue verschlungen und eingeschlichen hatten! Alle Sorgen des gealterten Europa's erschienen hier unter den Formen einer Schöpfung von gestern! Der Dichter hatte sie mit sich getragen die Wunde des alten Menschen und fand in der fruchtreichen Schöpfung Amerika's nicht genug Wasser im Meschacibi, um sie zu reinigen, nicht genug Gras der Savannen, um sie zu heilen, nicht hinlänglich Blüthen der Magnolien um ihren Stachel zu verbergen.

Dies Genie, dessen Geheimniß niemand kannte, erschien in Frankreich zugleich mit dem Kaiserthum. Diese Stimme war in jenem Augenblick so seltsam wie die sie umgebenden Ereignisse und Erscheinungen. Sie war gleich ihnen voll Erstaunen und unermeßlicher Größe! Eine erobernde und hochmüthige Phrase, die mit dem ersten Wort die Pyramiden und mit dem letzten den Kreml berührte, die von Welt zu Welt flog, athemlos vom Riesen des Tajo zum Ebro, vom Nil zum Rhein in Sprüngen setzte, um dem Glück jener

Zeiten zu folgen. Ich weiß nicht ob ich mich zu weit verirre, aber mir scheint als gäbe es eine Masse Aehnlichkeiten zwischen Chateaubriand's Phantasie und Frankreich unter dem Kaiserthum, die ihn auf immer zum Dichter jener Epoche machen. Seine Einbildungskraft, die mit Napoleons Pferd aus allen Quellen trinkt, auf allen Gipfeln wiehert, ist triumphirend und herablassend, Kaiser und Soldat legt bald den Krönungsmantel an und bald den grauen Rock! —

Doch nicht Frankreich unter dem Kaiserthum, nicht die Reisen nach Amerika genügen ihn vollständig zu erklären. Es bleiben dieser großen Natur tausend Schatten, wohin kein Licht dringen kann. Es sind in dieser Harmonie Wirkungen ohne Ursache, unvorhergesehene Stimmen, deren Geheimniß Chateaubriand allein bewahrt; doch sollte er nicht sterben, ohne es bekannt zu machen.

Indem er seine Memoiren schrieb, hat er auch das Räthsel gelöst. Wenn sie Euch erzählen könnten, der Wind der Wälder, der wenn es Nacht wird Träume weckt, die Meere, Seen, Lichtungen, Ruinen, Steppen, Gemäuer, die er auf seinem Wege traf, um Abends an Eure Schwelle zu gelangen, mit Duft und Seufzern beladen; wenn sie es der Welt wiedersagen könnten, ihre Geschichte wäre schön zu hören und die Stunden würden ungezählt vorübergehen.

Nehmt dafür eine menschliche Einbildungskraft, auch ein Gewittersturm, der auf Träume bläst, der, als ihn die Reihe traf, zwischen Erde und Himmel rollte, zwischen Freude und Schmerz! Auch er hat die Wüste ohne Sonne durchschritten, die Haide, die Ruinen-

wände, unter denen Erinnerungen schlummern; auch er hat sich auf dem Weg mit Duft und Gift beladen, zwischen unendlichem Hoffen und Klagen hindurch, und-wenn er nun erzählt, Tag für Tag, wie das so ge worden ist, zu welcher Zeit, an welchem Ort, welchen Abend, welchen Morgen, so ist die Geschichte poetischer als die Dichtung und lebendiger als das Leben.

Wenig Schriftsteller in Frankreich schöpften aus ihren persönlichen Erinnerungen wie Chateaubriand. Will man die Abkunft von René, Atala, Amélie wissen, so muß man diese Phantome mit der Wirklichkeit messen, hier nur kann man erfahren, was an ihrem Leben zu ändern war, was ihm zu nehmen, zu geben und diese himmlischen Träume hervorzubringen; ob sie nicht mehr gelten als das Daseyn selbst, ob sie diesem irgendwo zurückstehen und worin sie von ihm abweichen. O sagt mir wo diese Traumbilder geboren sind, welchen Weg sie kamen, um aus dem Nichts zum Seyn zu gelangen, laßt mich ihre Geschichte erfahren ehe sie noch waren, als sie kein anderes Leben hatten wie in dem Herzen des Dichters. Zeigt mir den wunderbaren Pfad, den sie verfolgen, um bis zu mir zu gelangen! Ich will in dem Staube Eurer Tage die Spur ihrer unsichtbaren Schritte sehen und ihr auf der Asche ausgelöschter Erinnerung nachgehen. Ein Schatten, der ich bin, liebe ich am meisten die Geschichte der Schatten. —

Diese Memoiren erklären nicht allein die Werke des Herrn von Chateaubriand, sie sind das eigentliche Epos der letzten fünfzig Jahre, die der französischen Revolution nöthig waren, um ihre Todten zu begraben.

Während er seine Dichterträume verfolgte, wie Roland seine Angelika, hört man von allen Seiten Waffengetöse, Zweikampf der Völker, Throne, die ihre Monarchen verlieren und rufen: wir gehen unter! Eine enthauptete Monarchie, eine gekrönte Nation, Wunder, die allein für ein Epos geschaffen sind. Eine Insel, die aus dem Meere tritt, um ein Grab zu tragen und dieses Grab birgt am nämlichen Tag den ganzen Ruhm der Welt! Immer dasselbe Jahrhundert, vielfach mit Götzen und Namen wechselnd; alle Eidschwüre erschöpft und verfälscht, alle Glückszustände verfehlt oder verhöhnt! Dasselbe Schaffot für entgegengesetzte Verbrechen, die königliche Würde und die Demokratie; das eine trinkt des andern Blut um den unmäßigen Durst zu löschen; Staatsverfall, der sich immer erneut, derselbe Stein, der hinauf- und zurückrollt und nie aufgehalten wird. Dort auf der Höhe die große katholische Kirche, ganz verödet und zerspalten! Eine Gewalt auf die andere gepfropft und verurtheilt, so wie sie sich zeigt. Die Republik, das Kaiserreich, die Restauration, die kaum Zeit haben ihre Namen auszusprechen um dann zu sterben; eine ununterbrochene Reihenfolge von Phantomen, von denen keines dazu gelangt, nur den eignen Schatten zu sehen! Generationen, kälter wie der Tod und machtlos wie er. Das große Wort „Zukunft", immer noch fähig die Welt zu unterhalten und in sein leeres Nichts nachzuziehen. Und zwischen allen diesen Lockungen endlich ein Mann, Napoleon, der vorübergeht, und wieder vorübergeht und unter seinem Fußtritt die Leere des Jahrhunderts erschallen läßt! — Dann noch der Zweifel, der sich

nach allem diesen weit öffnet, um jenen Don Juan zu verschlingen, den man die Welt nennt! —

Bei jedem solchen Lärm sieht man den Dichter herbeieilen, an welchem Ort er auch sey. Kein Ereigniß trägt sich zu, ohne daß er dasteht, am Rande des Weges, um es vorüberziehen zu lassen. Einmal kommt er aus Amerika, um einen König sterben zu sehen, ein andermal verläßt er die Illusionen seiner Partei, um das herrschende Volk zu betrachten. Alle diese großen Scenen sind durch den Faden seines innern Lebens verbunden. Um sich wieder zu finden auf dem Wege, säet er hinter sich seine Träume, seine Erinnerungen und Genüsse. Aus diesem allen entsteht nun ein Ganzes, in dem der Mensch und die Menschheit unaufhörlich gemischt sind und wo das Leben an jeder Stelle pulsirt. Die Ereignisse haben hier ihre Uebergänge, wie sie die Natur aufweist. Unter dem Sturze zweier Monarchieen hört man noch den Vogel zirpen auf der Schwelle des Gasthauses, den Stier brüllen an der Tränke; der Stern glänzt noch, der Mond läßt noch seine Flockenträume schneien durch die Wagengläser der Reisenden. Das Leben des Dichters wird selbst ein Gedicht.

Wäre es Euch vergönnt gewesen die Ereignisse nach Euerm Sinn zu wählen, Ihr hättet sie nicht so gut verschlungen und gewirrt. Ihr hättet keine so romantischen Zufälle erfunden, keine so abenteuerliche Reisen, nicht so viel Einsamkeit, nicht so viel Gedränge, keine so schöne Wiege und keinen so schönen Sarg, für den Tod schon gemeiselt, dem er einst zufällt.

Ihr berührt in diesen Memoiren zugleich zwei Welten, jene der Phantasie und die der Wirklichkeit. Es

giebt Stellen, die man von einer Fee der Bretagne geschrieben glaubt und doch gränzen sie schon mit einem Wort an ministerielle Depeschen oder politische Memoiren. Unaufhörlich stoßt Ihr an Himmel und Erde, klopft an der Thüre der Träume und Euch öffnet das Leben; Ihr geht in das Leben ein und der Traum erscheint Euch wieder; Ihr folgt den Angelegenheiten der Könige und hört zu gleicher Zeit das Gras keimen. Diese Phantasie schafft und vernichtet wie sie will; aus dem Grashalm macht sie eine Welt, aus der Welt ein Nichts! Sie erniedrigt das Große und erhöht das Kleine. Die Schwalbe, die vorüberfliegt, erhält hier ihre Nahrung, wie die Monarchie, die zusammenstürzt, und es scheint sich hier nur so viel Leben zu drängen, um augenscheinlicher zu erweisen, wie unter allen diesen Dingen gleiche Einförmigkeit des Nichtigen ist! Geht man aber auf den Grund, so ist es hier wieder der große René, der etwas tiefer auf dem Rande menschlicher Hoffnungen sitzt. Seine öde Seele, die den Sturm rief, hat den Sturm gefunden, der sie dennoch nicht erfüllt! Das verwelkte Blatt der Welt rollt vor ihr hin und führt sie bis an das Ende wüster Steppen. Die Ahnung von einem unbestimmten Schmerz wird erfüllt und doch nicht befriedigt; die geistige Wunde, die ihm das Leben schlug, ist noch nicht geheilt; nur gesellt sich zu ihrem Schmerz noch Ironie! —

Als 1763 Rousseau seine Confessions vorgelesen hatte, fügte er dem Manuscript folgende Worte bei: Ich beendete meine Vorlesung und alles schwieg. Madame Egmond war die Einzige, die gerührt schien. Sie zitterte sichtbar, faßte sich aber bald wieder und beobachtete wie

die ganze Gesellschaft tiefes Schweigen. Dies war der einzige Gewinn, den ich aus meiner Vorlesung und meiner Anklage zog.

Nichts ist trauriger als diese Zeilen. Konnte das geheime Leben jenes Mannes, wie es so ganz entschleiert vor ihnen lag, dieser Versammlung auch nicht einen Seufzer entreissen? Muß man nicht an ihnen verzweifeln? Möchte man nicht ersticken hier in diesem Saale, unter Worten ohne Echo, unter dem Angstruf, den die Mauern allein auffangen, und die Fenster öffnen um ein andres Jahrhundert herbeizurufen hier zu hören! — Jeder der Anwesenden schien zerstreut durch andre Stimmen wie jene des Sprechenden; vielleicht war es Ahnung der Revolution, die vor der Thüre pochte und alle Herzen schon eifrig berührte; vielleicht, daß jeder schon seine Thränen für die kommende Zeit sparen wollte. Das achtzehnte Jahrhundert hörte mit trocknen Augen die Noth und die Abenteuer des Armen; denn es bewahrte alle Thränen für nahes Elend der Könige und Völker.

Chateaubriand war glücklicher als Rousseau. Jeder, der dieser Vorlesung der Memoiren beiwohnte, wird dieses Prachtfest der Einbildungskraft als ein wichtiges Ereigniß seines Lebens betrachten. Die Freundin der Staël und Chateaubriand's, Madame Recumier, sie, von allen Dichtern geliebt, da sie die Poesie selbst ist, hatte das Fest angeordnet. Man kam gegen Mittag zusammen und die Vorlesung währte bis tief in den Abend. Stunden lang konnte man das Glück genießen sich in Bewunderung für ein Genie zu verlieren, das immer wieder in neues Erstaunen setzte, wenn es schon seine äußersten Grenzen erreicht zu haben schien. Man

fühlte sich schwach und sterblich neben diesem unsterblichen Echo und dennoch hatte dies Gefühl sein Süßes. Die Worte, die einst noch leben, wenn keiner von allen, die sie hörten, mehr ist, erreichen Euch auf tausend Wegen, und ihr hättet ihnen Eure ganze Seele anketten mögen, um mit ihnen zu leben und fort zu dauern.

Niemals sah sich aber auch der Dichter im Besitz so unumschränkter Gewalt. Seine reifen Jahre tauchen noch ein Mal unter in der Kindheit. Alter und Jugend vereinigen sich hier in idealer Schönheit, und jene Phantasie die Atala und René schuf, schien plötzlich und wie zu dem ersten Mal zum Leben aufzuwachen. Dann war auch die Umgebung für dies alles geeignet. Die Mauern der Abtei schienen bestimmt solche Geständnisse aufzunehmen. Der Ort war weder der Welt noch der Einsamkeit; wie die Dinge, die man vernahm, weder dem Leben noch dem Tode gehörten.

Wie der Tag sich nach und nach senkte, der Abend kam, schien es, als ließe auch die Corinna in Gerard's Gemälde allmählich ihre Harfe sinken und lausche einem andern Gesange als dem ihrigen; die Frauen verbargen ihre Thränen, es seufzten die Bäume im Garten unter dem Winde! Während allen Schauern der Ueberraschung, trennte sich im Schatten die Gestalt des Poeten von seiner Erzählung; die Glocke des Klosters tönte die Stunden; doch jeder Schlag rief uns zu: Es ist für Euch und nicht für ihn! —

Die erste Abtheilung der Memoiren enthält die Familiengeschichte der Chateaubriand. Diese Ueberlieferungen erklären in ihrer Uebereinstimmung das eigentlichste Wesen des Schriftstellers; wie neuerlich die Geschichte der

Mirabeau's ein unerwartetes Licht auf den Redner warf. Es liegt darin für beide eine der Geburt lang vorhergehende Bestimmung.

Chateaubriand's Vater trägt in seinem umherirrenden Daseyn schon das künftige Schicksal seines Sohnes mit sich. Er gleicht dem Erlkönig, der sein Kind durch Nacht und Sturm im Arm davon trägt. Zweimal schifft er sich ein, um sein Glück zu suchen, und zweimal leidet er Schiffbruch. Dann kehrt er zurück in sein Nest von St. Malo und verheirathet sich. Chateaubriand ist die Frucht dieser Ehe. Das Haus, in welchem er zur Welt kommt, stößt an jenes, wo später Lamennais geboren wurde. Chateaubriand sollte seine Wiege auf den Wellen finden, das Meer sollte seinen ersten Schrei empfangen! —

In dieser Abkunft sind schon, wie in dem Talisman einer Fee, alle Glücksloose des Kindes verborgen. Das Meer, auf dem er geboren wurde, ruft ihm sein erstes Schicksal entgegen; in jeder seiner Phantasieen läßt sich etwas finden von dem Unendlichen und dem Dufte der Wellen. Der Feudalgeist seiner Vorfahren berührt ihn mit der Zauberruthe und er beginnt damit die Stütze der zerfallenen Meinungen zu seyn; denn von dem Druiden-Geist der Bretagne-Küsten ward er in alle Geheimnisse der Poesie eingeweiht. Er wird lange vielleicht vereinzelt stehen in dem Zeitgeiste Frankreichs, der ihm so ferne steht wie seine Druiden-Insel ferne dem festen Lande lag. Man giebt ihn zu einer Amme und hier wird er von einer tödtlichen Krankheit befallen. Die Amme weiht ihn durch ein Gelübde der heiligen Jungfrau der Eremitage. Seine ersten Jahre bringt er bei seinen Tanten zu. Die eine macht Verse. Wenn der Abend kommt, schlagen

die beiden Tanten mit einer Feuerzange an die Kaminplatte, und auf dieses Zeichen sieht man zwei Freundinnen eintreten, die ihre Arbeit mitbringen und von allen wird nun der Tag mit einem Gebet beschlossen.

In diesem einförmigen und heiligen Leben bei den frommen Mädchen, verflossen ihm fünf oder sechs Jahre. Im achten wurde der junge Chateaubriand seines Gelübdes entbunden. Der Priester hielt ihm eine Rede. Diese Scene aus dem Genie du Christianisme war nicht verloren. Der Mann hat sich später noch ein Mal von dem Gelübde des Kindes losgesagt.

Von dem Dorf, wo er war, kam er zurück nach St. Malo zu seinen Eltern. Hier änderte sich alles. Der kleine Heilige der Eremitage macht Bekanntschaft mit allen mauvais sujets der Stadt. Zufällig führt ihn sein älterer Bruder in das Theater. Er bildet sich ein, daß die Schauspieler auf der Bühne Leute sind, die hier zusammen kommen, um wirklich von ihren Angelegenheiten zu sprechen, und er geht heraus ohne ein Wort verstanden zu haben von allem, was sie sagten. Sein eigentliches Spiel ist das Meer. Es dringt jetzt schon in sein Leben und ist betheiligt bei seinen Jugendthorheiten; man hört es grollen unter seinen Erinnerungen und Kinderspielen wie fernes Geräusch des Ruhmes, das näher kommt. In diesem Theil der Memoiren sind mehrere Stellen, die nur den köstlichsten Erzählungen aus den Confessions zu vergleichen sind, nur daß sie noch wie geadelt dastehen durch den ritterlichen Sinn aus alten Thürmen.

Chateaubriand's erster Lehrer war, wie er sagt, nur der Wind und die Fluth! Später verpflanzte man ihn

in das College von Dol. Die Ankunft im College ist vorzüglich durch eine jener meisterhaften Schilderungen bemerkenswerth, die sich in diesem Buche häufen: die Geschichte der Elster. Ich werde nicht davon sprechen, da ich sie hier nicht ganz erzählen kann.

Aus dem College von Dol kommt François von Chateaubriand in das von Rennes. Seine Mutter bestimmt ihn für den geistlichen Stand und er erhält daher Privatstunden im Latein. Sein Gedächtniß war außerordentlich. Wenn ihn Abends bei Vorlesung der Predigt der Regens in der tiefsten Ecke eines Beichtstuhls entdeckte, wo er sich gewöhnlich zusammenkauerte, um seinen Blicken zu entgehen, und jener ihm mit donnernder Stimme zurief: „François von Chateaubriand wiederholt die letzte Phrase!“ so konnte der Schüler die Predigt von einem Ende bis zum andern hersagen, ohne ein Wort zu verfehlen. Seine Einbildungskraft begann zu gähren. Zwei Bücher, die damals in seine Hände fielen, der heil. Augustin und Horaz, verwirrten ihn gänzlich.

Der Ascetismus der ersten Kirche, der hier der sinnlichen Nacktheit des römischen Lebens begegnete, das Christenthum und Heidenthum, die sich diese arme Seele von fünfzehn Jahren streitig machten und zu entreißen strebten, die Träume eines Kindes, zwischen römischer Sinneslust und der Hölle des Mittelalters getheilt, dies sind Schmerzenstöne, die in dem Herzen des heutigen Menschen zuerst das Leben verkünden. Er litt viel und ohne davon zu sprechen. Was sein Genie betrifft, so zweifle ich nicht, daß es einen Theil seiner Schönheit in diesem stillschweigenden Kampfe fand, denn in jedem seiner Werke war immer der heilige Augustin und Horaz

gemengt. In seiner heidnischen Wollust ist christlicher Schmerz, wie in seinem Schmerz Lust, und die Blüthe der Horazischen Gesänge erschloß sich seiner Phantasie nur auf dem harten Lager der Kirchen-Traditionen.

Sein Vater hatte das Schloß von Comburg gekauft, ein altes Landgut, das über der Stadt gleichen Namens liegt, und das den Chateaubriand's einst gehörte. Das Schloß von Comburg war für Chateaubriand, was die Alpenhütte für Rousseau. Hier hat sein Gedanke gebrütet und hier fand er seine Sprache. Das Hüttenleben, in einer Schlucht von Savoyen eingeschlossen, hatte für immer Rousseau's Einbildungskraft durchduftet mit Epheu und Sinngrün. Der etwas herbe Geruch der Alpenpflanzen wallt oft plötzlich in seiner Sprache auf. Sein Genie gehört der Gebirgswelt und wird zum Echo des Waldstromes, der Lawine, dem Schrei des Aars, dem Heerdgeläute, dem Geräusch im Pachthof und der vereinzelten Sennerhütte, die in Savoyens unschuldsvollen Thälern sich immer und immer vermischen! — Ganz im Gegentheil sind Chateaubriand's Harmonien in einem Lande der Steppen und Haiden gesammelt. Hier findet man das ferne Gekreisch der Sandküsten des Ocean's, den wilden Flügelschlag des Meeradlers im Seesturm. Sie wogen auf, schluchzen, jagen ihre welken Blätter vor sich hin, sind wie Klagen und Windstöße aus den Gemächern und verlassenen Höfen eines Schlosses der Bretagne und es scheint beinahe als rief am Abend das alte Schloß selbst seine Wappensprache durch die verfallenen Thürmen und das Gitterloch seiner Verließe!

Die kleine feudale Familie, in diesen Schloßthurm

eingenistet, scheint eine von jenen, in die der Geist des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht eingedrungen war. Der Vater besonders ist noch bei den Zeiten des Duguesclin stehen geblieben. Er war ein großer Mann, bleich, schweigsam, wie ein alter Feudaldegen, der nun rostet und traurig an den Mauern die Behausung niederhängt. Sein Bild in den Memoiren erhebt sich auf dem dunkeln Grund alter Sitte, wie von Rembrand's Meisterhand gezeichnet. Am Tage blieb er in seinem Zimmer vor einem Tisch, der mit Familienwappen belegt und mit Jagdgewehren und Kriegswaffen umgeben war. Am Abend, auf der Terrasse, schoß er mit der Flinte nach Nachteulen, während man ihm zur Seite von Poesie und Liebe träumte. Nah vor Sonnenuntergang ging man wieder in das Zimmer, setzte sich zu Tisch und noch immer herrschte tiefes Schweigen. Nach dem Essen drückten sich Mutter und Kinder an den Kamin und schwiegen. Dann beginnen in einem großen, von einer einzigen Kerze erleuchteten Saal jene Spaziergänge, die schon von andern erzählt wurden.

Der Vater ging und kam, im Schatten und Licht, verschwand am Ende des Zimmers und man hörte nichts mehr als das Geräusch seiner Tritte; dann durchschritt er plötzlich die Finsterniß, näherte sich dem Kamin in seinem großen, weißen Mantel und fragt die Kinder: Was habt ihr gesagt? Dann wird es wieder still, aber das Geräusch seiner Tritte tönt Euch in der Seele nach; ihr hört sie fort und fort ohne Stillstehen und möchtet sagen, daß es die Tritte des Feudalsystems sind; das geht und kommt und kommt und geht und verschwindet verdunkelt in dem Ruhme des Sohnes! —

Um zehn Uhr ging der Vater wieder in sein Zimmer hinauf. Das war für die Kinder das Signal eines unerschöpflichen Geplauders. Ehe man sich niederlegte, schickte man François, um unter den Betten und im Alkov nachzusehen, denn das Schloß war voll von Geister-Erscheinungen. Man erzählte sich davon tausend Geschichten, zum Sterben grausig! Es war da ein gewisses Bein von Herrn von C......, das alle Jahre am Weihnachtsabend um Mitternacht allein aus der Gruft ging. Es stieg herauf, es stieg hinab, es klopfte, öffnete, schloß zu, trippelte hin und wieder und verlor sich mit dem Tag in das unterirdische Gewölbe. Die Geschichte aber, wie sie Herr von Chateaubriand erzählt, ist bei Weitem schreckhafter noch.

Frau von Chateaubriand ist das wahre Bild der Schloßdame aus dem Mittelalter. Sie kniete sich lange Tage in der Kapelle hin und nur Sonntag kam sie nach Comburg, um im Herrschaftsstande die Messe zu hören. Das war das einzige Ereigniß der Woche. Die übrigen Tage wurde das Schloß nicht geöffnet; es gab wenig Besuche, nur von Zeit zu Zeit einige britannische Edelleute, die ein Prozeß zu dem Parlamente führte, und die man schon von Weitem auf dem Randweg der Teiche herreiten sah. Der Herr des Schlosses empfing die Fremden mit entblößtem Haupte auf der Schloßtreppe. Der andre Morgen sah die Gäste abziehen und alles wurde wieder still; die Gespenster machten sich wieder auf den Weg, der Wind begann wieder zu pfeifen.

Die Schwester Lucille ruft uns in diesen Memoiren eine jener Statuen des Mittelalters zurück, die, auf

ein Grabmal gestützt, schlummernd ruhen. Man würde sie für einen Traum der Poesie halten, sähe man nicht, wie man sich nähert, ihre Aehnlichkeit mit dem Bruder.

Sie zählte damals siebzehn Jahre und er sechszehn. Sie war groß, bleich, in allen ihren Zügen lag ein unheilbares Leiden und doch eine Sanftmuth und ein unendliches Sinnen! Sie war in diesem Schloß eine jener Nachtblumen, die nur auf alten Thürmen blühen. Oft, wenn sie der Träume des jungen Mädchens gedachte und der veralteten Phantome, die sie beide in Phantasien wiegten, sagte sie zu ihrem Bruder, indem sie sich auf eine Fensterbrüstung stützte: „Sieh, Du solltest dies alles malen!“ — Sie fühlte unbestimmt, daß in diesen Thürmen, in diesen einsamen Sälen und in der Kinder Herzen eine Poesie lag, die sich eines Tages schreiben ließe, und die jetzt schon unwillkürlich über die Lippen stammelte! — Sie schrieb, wenn sie nicht zu leidend war, und man bewahrt von ihr noch aus jener Zeit mehrere Aufsätze. Ich habe einige gehört, die mit der attischen Grazie Chenier's noch mehr Thränen und Seufzer verbinden. Sie gehören dem Engel und der Muse, aber ihre eigentlichste poetische Verbindung war die mit ihrem Bruder. Sie sind eine Welt diese zwei Kinderseelen, die sich in ihrer Zurückgezogenheit dem Ewigen öffnen. Sie waren nothwendig, diese beiden Leidenschaften ohne Gegenstand, von gleichem Alter, die, ohne sich zu berühren, sich verstehen und vereinigen, die nichts können, als ewig sich einander anziehen, ewig von einander poetisch zu zehren und wieder zu dürsten, sie waren nöthig um die Tiefe René's zu graben.

Lucille gab von ihrem Leben an Amélie, Velleda und Cymodocée. Sie gab wie eine ältere Schwester den jüngern; sie hat sie mit ihren besten Kleidern geschmückt; sie schenkte ihnen ihren schönsten Gürtel; die Formen des jungen Mädchens haben sich ergossen in die Träume des Dichters.

Sie selbst, mit jedem Schritt dahinschwindend, geheimnißvoll in Allem, sie ist ein Gedanke, der ohne Körper schreitet. Sie lebt, sie stirbt wie die Begeisterung, ohne daß man weiß wie, und sie hatte, wie es scheint, keine andre Sendung auf Erden, als ihr Phantom von Leben in die Genialität ihres Bruders überzutragen. Aber er, was that er? Nichts. Von seinem Fenster sah er über die Haiden die großen Wolken des Oceans ziehen, die am Morgen in ihrem herbstlichen Kleide René, Atala, Cymodocée wiegten; er lauschte dem Brausen des Windes, um von ihm zu lernen, wie die Worte seufzen, wie die Sprache weint; er tritt auf das welke Blatt, das später unter René's Tritten rollt; er folgt von Haide zu Haide dem Flug der Krähe, die sich eines Tages auf die hundertjährige Eiche der Velleda niederlassen soll; er sucht in den Wäldern von Comburg das Nest der Nachtigallen und der Amsel, die später aus dem Ei kriechen im Genie du Christianisme und von hier mit ihren kleinen Flügeln den ewigen Flug beginnen, der nimmer ermüden wird! Er pflückt in der weiten Flur die Maiblüthe, zertreten von dem Vorübergehenden, die Wiesenrose, die Todtenblume, die später und für immer in dem Buch der Märtyrer wieder erblüht und hier einen Frühlingsduft verbreitet, der niemals vergehen wird! Der Dich-

ter lauscht, ohne es zu wissen, dem Gesang des blauen Vogels, von der Farbe der Zeit, der um das Schloß flattert und ihm singt: „Kennst Du mich? Ich bin sehr müde und will nun ausruhen auf dem Baum, der Deinen Namen trägt!“ Und das that er. —

Es war indeß eine zureichende Beschäftigung, auf diese Weise das Echo aller Harmonien zu werden, die ihn umringten, um so mehr wenn man sich das Erschrecken eines Genius hinzudenkt, der plötzlich erwacht und seinem Besitzer weder Ruhe noch Rast läßt. Jener Schmerzensschrei, der jeden Menschen schon mit der Geburt zum moralischen Leben stößt, und diese Ohnmacht zu leben, die uns ergreift wenn wir im Seyn beginnen, dies ist hier mit Strichen gemalt, die noch nicht erreicht wurden!

Man sieht hier die Idealität von René mit wirklichen Zuständen gemischt, die sie noch schmerzender noch bitterer machen. Glücklich war er, wenn er sich auf der Jagd verirrte, in irgend eine entlegene Haide kam und sich, wie er sagt, allmächtig und einsam fühlte. Eines Tages, als er an einem solchen Orte war, einem der weit entlegensten, ladet er seine Flinte, legt den Lauf an die Stirne und stützt den Kolben auf die Erde! —

In den Stallungen des Schlosses waren zwei große Zugpferde, auf denen er ganz allein durch die Wälder ritt. Manchmal begleitete ihn seine Schwester zu Fuß und sie verloren sich, so weit sie konnten in den Haiden und kamen erst spät am Abend nach Hause zu dem unglücklichen Nachtessen, das den Tag beschließen mußte. Er las seine Verse Lucille vor, denn damals schrieb er nur Verse, und Lucille las ihm die Prosa des jungen

Mädchens. Aus diesem gestaltete sich nun, ihnen unbewußt, eine innere Sprache, die zugleich vom Mann und Weib, von Bruder und Schwester, von Prosa und Versen in sich trug. Der Anblick einer Frau, die nur zufällig in das Schloß kommt, läßt sein Herz vollends erkranken. Die Liebe für das Weib seiner Einbildungskraft, für Gegend und Wolken, für die Träume seines werdenden Genie's, flammen, gähren und drohen ihn zu zerstören. Die Phantome, die sich schon halb in seiner Seele bilden und später Atala, Velleda, Chactas, Eudore heißen, ziehen vorüber und wieder vorüber in seinem Geist wie Larven, die weder Gesicht, noch Stimmen, noch Namen führen und doch Füße haben um aufrecht zu stehen in seinem Herzen, und Hände, um ihm den Schlaf zu rauben. Ihr werdet in diesem Augenblick Zeugen einer Art Beschwörung der Natur, aus der dieser Genius und alle poetischen Wunder hervorgehen sollen. Sie zieht um ihn einen Kreis von unfühlbaren Schmerzen, sie wirft, wie eine Zauberin in ihre Gluthpfanne, in sein Herz Verzweiflungen ohne Ursache, die sie Tag und Nacht anfacht, ungekannte Wünsche, Weibernamen, unsichtbare Liebkosungen, tausend Qualen ohne Form, Schlaflosigkeiten, Finsternisse, Kämpfe, Seufzer, unzählige Thränen, um unsterbliche Seelen daraus zu bilden. Wenn er aus diesem Kreis heraustritt, wird er nicht erlegen seyn, aber er hat die Macht empfangen, aus einem einzigen Wort einen Palast von Diamanten zu bauen, wo seine Träume leben! —

Diese Seiten der Memoiren werden vielleicht am meisten gelesen; der sie schrieb wird später große Namen und groß e Dinge berühren; politische Katastrophen,

zweimal den Sturz von König und Kaiser; jetzt spricht er nur von Dingen, die weder Form noch Gestalt haben, von Begebenheiten ohne Ursache und Wirkung, von Gedanken ohne Worte, wahrem Dunst, und doch wird man eines Tages in diesem Buche sich vorzüglich jenem Duft, jenem Hauch hingeben, der nicht ist, nicht seyn kann, er wird uns anziehen wie die Geschichte des Kaiserreichs, des Königthums, die Kriegs- und Friedensbeschlüsse, weil in diesem Nichts eine Welt ist, weil dies unendlich Kleine, Geringe eben so wie René die Geschichte des Menschen enthält.

Aber es genügt dieser Einbildungskraft nicht sich vom Brausen des Windes zu nähren und vom Schaume der Wogen. Es war ihr nicht genug ein altes Schloß unter Regengüssen zusammenstürzen zu sehen und der Meerschwalbe Sturmschrei im Vorüberfliegen zu hören, sie sollte noch einen Menschensturm erleben, noch ein schiffbrüchiges Königthum betrachten und sie, die arme Schwalbe trauriger Anzeichen, mußte noch ihren Unglücksschrei ausstoßen auf jenem andern Ocean menschlicher Leidenschaften. Seine lange Einsamkeit sollte sich mit einem Male mit unauslöschlichen Gestalten bevölkern, mit Namen, die in einer Nacht berühmt werden, mit Schaffotten und Siegen, mit Gewühl, Geräusch und Geschrei, lauter als das Meer der Bretagne — dafür mußte er Zeuge einer Revolution werden.

Ehe wir ihm folgen muß ich noch sagen, daß diese Memoiren oft unterbrochen werden durch eine Art von Prolog, der an der Spitze jeder Abtheilung steht. Diese Prologe sind von verschiedenen Orten und aus verschiedenen Zeiten datirt. Sie bezeichnen auf diese Weise

den Ort und das Jahr, wo jeder Theil geschrieben wurde. Einige sind von 1811 aus der Vallée aux Loups. Dies sind die ersten; andere datiren sich aus der Zeit seiner Gesandtschaft in Berlin und jener in London. Die letzten sind von 1832 und aus der Straße de l'Enfer. Der Dichter verwahrt sich hier alle seine Rechte; er läßt der Phantasie vollen Lauf. Seine Einbildungskraft, von der Wirklichkeit nicht mehr bewacht, überströmt im zauberischen Springfall ein goldnes Bekken! Es sind Einleitungen voll Thränen, die zu einer komischen Geschichte führen und oft ein scherzhafter Eingang, der zu einem tragischen Ende leitet.

Sie sind ein wirkliches Bild der Phantasie, die in dem Unendlichen erscheint und verschwindet, mit geschlossenen Augen kommt und geht und plötzlich erwacht, da wo das Leben sie verwundet. Daher fühlt ihr bei jeder Stelle dieses Werkes Jugend und Alter, Trauer und Freude, Leben und Tod, Wirklichkeit und Ideal, Gegenwart und Vergangenheit vereinigt und verschmolzen in der Harmonie und der Ewigkeit eines Kunstwerkes.

Chateaubriand reiste zuerst von Comburg nach Brest. Er hat den Gedanken sich nach Indien einzuschiffen; dies Project scheitert und er erscheint plötzlich wieder in Comburg. Zu seinem großen Erstaunen empfängt ihn sein Vater gut und schlägt ihm vor in das Regiment von Navarra einzutreten. Er geht nach Paris, von da nach Cambray, wo sein Regiment in Garnison lag. Er macht alle niederen Grade durch und unterrichtet die Rekruten auf dem Strande von Dieppe. Sein Zimmer wurde bald das Rendezvous aller Offi-

ziere; die alten erzählten ihm ihre Feldzüge, die jungen ihre Liebesabenteuer. Es waren damals in Frankreich zwei Unterlieutenants, die zu gleicher Zeit Waffenübungen auf der Wiese hielten, der eine in Brienne, der andere in Dieppe. Der eine trug in seiner Patrontasche Arcole, Marengo, Austerlitz; der andere René, Atala, Eudore, le génie du Christianisme. Das Regiment von Navarra ließ, wie es scheint, seinen Lieutenants viel Zeit. Bei einer zweiten Reise nach Paris wird Chateaubriand Ludwig dem XVI. vorgestellt. Er durchschritt die großen Säle von Versailles und wohnte dem petit lever des Königs bei. Der König spricht mit allen; er kommt zu Chateaubriand, betrachtet ihn und nach einer Minute grüßt er ihn ohne ein Wort zu sagen. Die sterbende Königswürde fand nichts auf ihren Lippen für diesen jungen Unbekannten, der später so viel Genie verschwenden sollte, um ihre Asche anzuglühen. Damit die Vorstellung aber auch vollständig sey, mußte Chateaubriand in einen königlichen Wagen steigen. Eine Jagd in dem Walde von St. Germain verschaffte ihm die Gelegenheit dazu. In der Beschreibung dieser Jagd entfalten sich die unendlichen Hülfsquellen des Schriftstellers. Sie gleicht den Gesängen Ariost's und ist an die Spitze der französischen Revolution gestellt und diese letzte Unterhaltung der Majestät vor dem Schaffot ist hier von unglaublicher Wirkung.

Man fährt ab von Versailles im vergoldeten Wagen, mitten im Walde bäumen sich die Pferde, tönen die Hörner, heult die Hundekoppel des Dagobert. Die alten Eichen werfen ihre Unglücksschatten auf diese alte Lust. Der Distelfink stimmt an seinen Gesang aus

den Zeiten Clovis, singt über diesem Königshaupt, das fallen soll; der ganze Wald ist verzaubert.

Die Revolution bricht aus. Chateaubriand geht in Urlaub nach Comburg zurück. Die Etats von Bretagne werden zusammen berufen und sie sind in den Memoiren der Gegenstand einer langen historischen Einleitung, denn es ist dem Charakter dieses Buches eigen, unaufhörlich Poesie, Biographie, Geschichte und Natur zu mischen. Der Umsturz aller Dinge, der nun vorbereitet wird, ist schon gänzlich ausgebrochen im Umkreis der Staaten der Bretagne. Das Volk heult, will die Thüren einsprengen; der Lieutenant und der bretagnische Edelmann sind genöthigt, sich mit dem Säbel in der Hand einen Weg zu bahnen. Sie lassen mehrere Todte in der Straße. Dieses Vorspiel, obwohl noch entfernt von der Revolution, tönt doch wie ein Beilschlag in die Träume der Wälder von Comburg.

Eine neue Stimme gesellt sich jetzt zu dem künftigen Genius des Schriftstellers. Der Politiker wird sich dem Poeten anschließen. Er kann nicht wie der deutsche Dichter nur in Wolken leben, schon geht die Wirklichkeit über seine Träume. Das Gewand der Atala, kaum gesponnen, wird schon mit Blut befleckt. Sie bekommt nicht allein zu Geschwistern Amélie, Cymodocée, den letzten der Abencerrages, auch den Versuch über die Revolution, die Politik des Conservateur, die Monarchie nach der Charte. Die harte Lehrzeit einer Revolution wird in Paris fortgesetzt. Chateaubriand ist bei der Einnahme der Bastille. Am Abend, als er in seine Wohnung, Straße du Mail zurückkehrt, hört er Lärm und sieht auf. Man zeigt ihm zwei Köpfe auf

einer Pike getragen. Dieser erste Ritterschlag des Revolutionsgeistes entscheidet über seine Wahl zwischen den Parteien und später werden diese Köpfe wieder mehre Male erscheinen, als Vergeltung dem Angesicht des Volkes vorgetragen, an der Spitze jener blutuntermischten Phrase, die er allein so schneidend hinzustellen weiß.

Er ist bei der Zurückkunft der königlichen Familie gegenwärtig. Er sieht, nahe stehend, die Thränen der schönen Bäckerin und des kleinen Bäckerjungen. Er besucht den Klubb der Jakobiner und Robespierre, Danton, Marat gehen ihm durch die Hand. Es sind Bilder des Entsetzens! Ihr hört sie reden, schreien, heulen, sich geberden. Es ist das erste Mal, daß sie uns gemalt werden mit der hohen Unparteilichkeit des Dichters und Künstlers. Auch Mirabeau erscheint in diesem Pandämonium. Chateaubriand ißt zweimal mit ihm zu Mittag. Mirabeau entzückt ihn durch seine romantischen Projecte, seine Liebesgeschichten, seine Träumereien mit politischen Projecten untermischt. Es ist etwas orgienartiges in diesem Gemälde und man denkt an den Gypsabdruck von dem noch rauchenden Antlitz des Todten, der eine Stunde vor dem Leichenbegräbniß Achills genommen wurde. Es ist darin jede Narbe zu sehen und jede Spur des unsichtbaren Blitzes, den er in sich trug. An den Eingang der Begebenheiten gestellt, um ihre Schwelle zu hüten, ist diese kolossale Figur jene der französischen Revolution, die er aus den Klubbs entnommen hat, laut schreiend und heulend und denen er, einer der ersten, die wahre Consistenz des geschriebenen Wortes gab. Bemerkungswerth ist, daß während die Convention ihre Redner und Chefs

noch die klassische Sprache des achtzehnten Jahrhunderts führten, so weiß wie die Kokarde des alten Régime, sich Chateaubriand das wahrhaft dreifarbige Idiom schuf, von König und Volk gemischt, von Purpur und Lappen genäht, von Monarchie und Demokratie, von dem Größten und Kleinsten, das so vortrefflich das keuchende Gedränge untergegangener Glückssterne und der auf die Straße gestoßenen Schicksale darzustellen wußte. Dort hebt er diese Sansculottes-Worte auf, die er später ungestraft in seine politischen Schriften wirft, und jene Sprache mit der rothen Mütze, die er athemlos dreißig Jahre später in der Pairskammer führen wird! —

Nach diesen Klubb-Schilderungen kommt das Gemälde des literarischen Lebens. Chateaubriand hatte Lucille in Paris bei seinem Bruder wiedergefunden. Sie waren beide mit einigen Schriftstellern bekannt geworden. Da war Parny, immer wie schlaftrunken von dem Geräusche der Fontaine in seinem Hof; Fontanes der nur erscheint, viele Unbekannte, Flins, der damals viel Aufsehen machte.

Nichts ist unterhaltender als diese kleinen Leidenschaften, so ganz erfüllt von sich selbst, daß sie nicht ein Mal die großen sehen, die sie verschlingen, und als diese Dintenklekse, die einer Zwergenwelt das große Wort Revolution verbergen. Man konnte hier noch von Versen sprechen, man recitirte sie und las sie vor. Chateaubriand gelingt es endlich eine Idylle im Merkur drucken zu lassen und er stirbt beinahe vor Freude darüber. Man sieht hier unverholen und besser entschleiert als irgendwo, wie das gewöhnliche Leben sich zwischen den Drohungen der öffentlichen Zustände bewegt, und wie es möglich war

unter dem Beile zu lachen, zu dichten, zu singen, spazieren zu gehen, nachzudenken, griechisch zu lernen, einen Reim zu suchen, in das Schauspiel zu gehen, zu träumen und zu lieben.

Alles dies wurde aber gethan, doch dem Dichter konnte es nicht immer genügen. Die Flügel und Federn waren dem jungen Meeradler der Bretagne gewachsen. Er fliege also! Während die menschliche Gesellschaft halb lachend, halb weinend auf ihrer Arche untergeht, in der Sündfluth der Vergangenheit, suche er, wenn er kann, über dem Ocean den Oelzweig der neuen Welt. Das Project einer Reise nach Amerika datirt sich von jener Zeit. Ein wenig später hätten die Träume, die sich in ihm regten, nicht daumenbreit Boden mehr in Europa gefunden; sie suchten, ohne es zu wissen, eine Erde, jungfräulich wie sie, und schwebten auch in dem Herzen des jungen Mannes wie Schwalbenzüge, die, wenn die Zeit der Wanderung gekommen, sterben, oder in ein ander Land ziehen müssen. —

Bei allem diesem verbirgt sich indeß der Trieb des Poeten unter wissenschaftlicher Ansicht. Der Landsmann von Dnynay Prouin will vor allem ein großer Seefahrer werden. Natürlich muß er dann wenigstens den Durchgang der Behringstraße entdecken. Er brachte seine Tage mit dem Studium der Landkarten bei Herrn von Malesherbes zu. Der Greis beneidete den jungen Mann. Es war nur Sprache zwischen ihnen von dem künftigen Ruhme des Geographen. Weder der eine noch der andere sah auf diesen fernen Küsten die Liebesphantome Chactas, Atala, noch körperlose Wesen, die Tag und Nacht kläglich ihren Dichter herbeiriefen und ihm

weder Rast noch Ruhe gönnten bis zu seiner Ankunft. Früher hatte Westindien wenig oder keinen Einfluß auf europäische Kunst und Literatur. Dafür war es nicht da! Es gereicht mit zu Chateaubriand's größtem Ruhme das Amerika der Einbildungskraft zu entdecken, oder vielmehr für uns der Cortez oder Pizarre des idealen Columbiens zu werden. Es war natürlich, daß ein Cadet der Bretagne, auf dem Inselchen St. Malo geboren, der erste aus Frankreich mit dem Schiff der Poesie an diesem andern Gestade landet, Europa gegenüber vor Anker legt, ganz beladen am Bord mit Seufzern und Träumen einer andern Welt! —

Er reist ab. In St. Malo sagt er seiner Mutter Lebewohl, die sich seit dem Tode des Vaters in seine Geburtsstadt zurückgezogen hatte. Er schifft sich am nämlichen Tage ein, an dem die Nachricht von Mirabeau's Tod anlangt. Hier kommen einige Seescenen, deren erste Umrisse in dem Genie du Christianisme, gezeichnet sind. Man findet sie hier wieder, aber bekannter, vertrauter. Ihr seht das Schiff mit seinen ausgespannten Segeln, mit seinen Ballen, seinen Passagieren, mit seinen verschiedenen Bewohnern, bis auf den Kater des Kapitäns. Dies alles schwimmt in einem Phosphorlicht wie eines der schönsten Seestücke des Claude Lorrain. Er berührt zwei Inseln; in der letzten begegnet er der kurzen Geschichte eines jungen Mädchens; eine wahre Seerose, die ich gerne auf ihrem Stiele pflücken möchte, um sie hierher zu verpflanzen. In Neu-York angekommen stellt er sich Washington vor. Man hat diese Zusammenkunft schon gelesen, so wie die Parallele zwischen Washington und Napoleon, auf die

ich nicht zurückkommen will. Die Durchfahrt von Nordost und die Plane des Geographen sind bald vergessen. Der Dichter dringt in die Wälder ein, allein, zu Pferde, mit seinem Bedienten einem Holländer. Er besucht Luisiana, Florida, Canada, das Land der Siminolen, der Nutachez, der Muscaculgen. Er sucht schon, ohne daran zu denken, den idealen Ruhesitz des Père Aubry, er bahnt ihm jeden Morgen unbewußt den Pfad, den er einst gehen soll. Die Lianen umschlingen ihn, der Spottvogel begrüßt ihn auf seinen Zweigen, die Gräser der Savannen lehren ihm ihre Pflanzensprache. Die alten Datteln sagen: brich unsre Erinnerungen; die schönen Blüthen der Magnolien rufen ihm zu: gieb uns eine Schwester, die Schwester Deiner Phantasie, schön wie wir und ihre Seele bilde aus dem Duft unsrer Träume! —

Der Ort, die Scene, die Sprache waren gefunden, es fehlte nur noch das Weib, um die Dichtung zu bevölkern. Der Reisende kommt zu einem Stamme der Bois-brulés, so nennt man die Mestigen von Wilden und Europäern geboren. Er geht mit ihnen den Missisipi hinauf. Bei diesem Stamm waren zwei Floridanerinnen, die für ihn in Liebe glühen. Sie folgen dem Dichter auf eine Insel, schließen sich dort mit ihm ein, verlassen ihn nie, schlafen Nachts in der Nähe seiner Matte und Eifersucht hält sie beide wach. Ihre Spiele sind so seltsam wie sie. Am Ufer begegnen sie einer Schildkröte. Die jüngste setzt sich auf ihren Rükken und die andere treibt sie mit Lianen vor sich hin und wirft ihr Blumen und Muscheln zu. Einmal, es war an einem Morgen, hört man den Ruf einer Pfeife

und die rauhe Stimme eines Bois-brulé. Die zwei armen, gemalten Frauen erheben sich plötzlich von ihrem Lager und verlassen die Insel. Wie er aufwacht sieht der Reisende den Stamm sich versammeln, Büffel und Stier brüllend fortstürzen, einen starken Staub aufwallen, Männer heben auf zwei kräftige Pferde die beiden Floridanerinnen und Alles jagt im Galopp davon und verschwindet. Es ist Atala, die auf dem Pferde entflieht, sie ist es! Sie ist diese noch schmutzige Floridanerin, die ihr vorüberjagen seht, die Weite suchend, um sich in der Quelle des Dichters rein zu waschen. Ihre Peitsche knallt durch die Wälder und sie wird damit an die Thüre des Père Aubry schlagen, in dem Lande wo Amélie, René und Chactas leben! Ihr Pferd schnaubt und schäumt und wird nimmer stille stehen, bis es die äußersten Gränzen des Idealen und jeder erdenklichen Schönheit erreicht hat. Ohne Zweifel war Atala nicht die einzige ihrer Familie, die in den Wäldern umherirrte, als ihr Chateaubriand begegnete. Ich denke mir, daß sie manche unbekannte Schwester hatte, der nur ihr Dichter fehlte.

Chateaubriand unterbricht plötzlich seine Reise. Das Journal eines Pflanzers, das ihm die Verhaftung des Königs zu Varennes kündet, erweckt ihn aus seinen Träumen. Er geht nach Frankreich zurück. Ein Sturm, an den Küsten erlebt, liefert ihm eine der schönsten Seiten seiner Memoiren. In der Bretagne angelangt, verheirathet er sich. Hier steigt das Buch herab zu einer so tiefen Vertrautheit, daß es mir unmöglich wird, ihm dahin zu folgen. Es ist mir nur erlaubt zu sagen, daß ihr jetzt einen heiligen Hauch fühlt, ganz neuerlich

aus dem Kloster ausgegangen, der in diesem Augenblick auch in die Erzählung eindringt, wie auch die Seele der Christin, die an dieser Stelle in die Sprache des Schriftstellers einströmt!

Die Begebenheiten, die nun folgen, sind schon bekannt; ich werde sie hier nur zurückrufen. Seine Auswanderung mit dem Bruder, die Ankunft in Brüssel bei dem Armeestabe der Prinzen. Man schlägt ihm sein Dienstgesuch ab; er tritt in das Bataillon der königlichen Volontairs der Bretagne. Die Belagerung von Thionville. Er wird verwundet; die Blattern und die Ruhr gesellen sich zu seinen Wunden. Das Armeecorps der Emigrirten löst sich auf; Chateaubriand macht den Rückweg zu Fuß. In Naumur geben ihm Frauen eine Decke und wollen ihn in das Hospital führen. Es überfällt ihn eine Ohnmacht in den Ardennen; Holzhauer heben ihn auf und legen ihn in einen Fourgon des Prinzen von Ligne. Er findet seinen Bruder in Brüssel wieder; dann schifft er sich in Ostende ein und kommt sterbend bei seinem Onkel auf der Insel Jersey an. Diese entsetzliche Geschichte ist stets untermischt mit fieberhaften Phantasien, oder Leichengesang, Ortsbeschreibungen, nächtlichen Kämpfen, die man in Eudore wiederfindet. Der große Schriftsteller und Zeitgenosse Napoleon's sollte auch den Geruch des Pulvers noch mitnehmen und seine Finger damit besudeln. Dieser Soldat, als Schildwache hingestellt, gegen die französische Nation, hatte indeß ein Gewehr, dessen Hahn nicht losging. Wenn er abgelöst wurde und nicht das Feuer beim Bivouak schürte oder seine Hemden wusch, legte er sich in die Gräben und träumte

oder schrieb. Aber schon hatte er auf den Lippen zwei jener Namen, die von selbst verriegelte Thore öffnen. Wenn man ihm damals die Parole verlangt hätte, um in die Stadt der unsterblichen Geister zu dringen, so hätte er René, Atala nennen können. Eines Tages tritt der Onkel in das Zimmer des Kranken. Er ist von Kopf bis zu den Füßen in Trauer gekleidet; man hatte so eben den Tod Ludwig des XVI. erfahren. — Ein wenig später, in der Furcht diesem Onkel lästig zu werden, reist Chateaubriand nach London. Er findet hier die Gesellschaft mehrerer Officiere aus der Armee Condé und einige ältere Priester. Hier nun beginnt die lange Agonie, die wie jene von Gilbert und Chatterton zu enden scheint.

Der junge Emigrirte bleibt ohne Geld und ohne Hilfsmittel. Er bewohnt mit einem Freund ein Zimmer, dessen Fenster auf einen Kirchhof gehen. Die Tage, an welchen es kalt ist, bringen beide im Bette zu, da sie kein Feuer anzünden können. Einmal haben sie mehrere Tage nichts zu essen. Wenn Chateaubriand vor einem Bäckerladen vorbeigeht, bleibt er stehen und hält sich an der Mauer fest, nahe daran ohnmächtig zu werden. Sein Freund verliert den Muth, er gibt sich mit dem Federmesser Stiche in die Brust und ist sterbend. Glücklicher Weise kommt ihnen der Zufall zu Hilfe; Chateaubriand erhält von seiner Familie einiges Geld, das er nicht erwartete und als größte Wohlthat wird ihm ein Anerbieten von einem jener hilfreichen Männer gemacht, die damals das gute Glück der Emigirten waren, nämlich: in einer Grafschafts Englands alte Manuscripte für einen Buchhändler zu entziffern.

In der Grafschaft und Stadt, wohin er sich begeben hatte, war eine Wittwe, die zurückgezogen und still mit ihrer Tochter lebte. Chateaubriand macht ihre Bekanntschaft. Bei einer Jagdparthie bricht er das Bein, da kommt er zu ihr zu wohnen und Charlotte pflegt ihn bis zu seiner Genesung: Doch nichts auf Erden kann mich bewegen, diese Erzählung weiter auszuführen; nicht das süße, zurückgezogene Leben, nicht die Träumereien am Piano, nicht das Vorlesen des Dante und Petrarch, nicht die einförmigen und doch ausgefüllten Tage! — Ausgefüllt? womit? — Ich weiß es nicht! Und dann das Wort, das plötzlich hereinbricht in dies friedliche Haus wie ein Donnerschlag: Ich bin verheirathet. Und dann dies lange Schweigen, diese zwanzig Jahre, die ohne Nachricht hingehen, und endlich jene Dame, ganz in Schwarz gekleidet, mit ihren zwei Kindern, auch in Schwarz, die in das Kabinet des französischen Gesandten in London eintreten und dies: „Erinnern Sie sich", das sich immer wiederholt und Euch das Herz aushöhlt wie eine Thräne, die immer wieder hoch und fern herabfällt!

Ach! hier möchte man sich der Verzweiflung hingeben, um nicht mehr zu genesen! Es ist eine von den kurzen Erzählungen, wo man in eine einzige Stunde all sein Genie hineinlegen kann, wenn man eines hat. Der Schriftsteller verschwindet, der Mensch bleibt! Die Worte sind nicht Worte mehr, sie haben Stacheln und tauchen ihr Gift in Eure Erinnerungen.

Hier schließt der beendete Theil der Memoiren. Er geht nur bis 1800.

Lamennais.

Wir wollen von einem Manne sprechen, der vielen Enthusiasmus und vielen Haß erregte, von einem Manne, der mitten in einer Epoche, die erschüttert durch den Zusammenstoß der Völker in vollkommene Gleichgültigkeit verfallen war über alles was nicht Leben der Gegenwart heißt, es dennoch dahin brachte, die philosophischen und religiösen Discussionen wieder zu wecken; der bald der Ruhm, bald der Schmerz seiner Kirche war, der beredte Vertheidiger der alten, socialen Welt und der Apostel der demokratischen Generationen, jene Einbildungskraft voll feurigem, leidenschaftlichen Glaubens, mitten im Herzen einer Gesellschaft, die nur noch das Gold anbetet, jener unerschütterliche, energische Wille mitten unter abgenützten und ohnmächtigen Seelen!

Herr von Lamennais sah die furchtbaren Gewitter sich erheben; seine Gedanken fühlten sich oftmals kraftlos unter der Bürde des menschlichen Lebens, aber geboren für den Kampf, wußte er sich immer wieder mit Kühnheit zu ermannen und durch seine unerwarteten Angriffe diejenigen in Erstaunen zu setzen, die seine Niederlage erspähten und in seinen Triumphen wie in

seinem Fall hat er immer die bewegten und zuckenden Leidenschaften seiner Zeitgenossen nach sich gezogen.

Wenn wir heute das Wort nehmen, so ist es weil wir glauben über den berühmten Schriftsteller vielleicht noch einiges sagen zu können, was bisher noch nicht gesagt wurde. Ueberdies, wenn es sich um eine so feurige Thätigkeit handelt, wechselt der Gesichtspunkt jedes Jahr und darin liegt auch die Gefahr die Lebenden zu richten. Wir haben uns bemüht uns von der Epoche zu isoliren, das Ohr zu schließen den tausendfachen Geräuschen, die in der Welt um uns brausen, um von Lamennais zu sprechen, wie die Nachwelt von ihm sprechen wird.

Félicité Robert de Lamennais wurde in der Bretagne in St. Malo geboren, im Monat Juni 1782. Dieser Felsen, an den die Stürme schlagen, ist von nun an dem Ruhme geweiht, denn unter die Namen seiner Kinder zählt er im kurzen Zwischenraum einiger Jahre zwei große poetische und philosophische Berühmtheiten der Epoche: Chateaubriand und Lamennais!

Die Studien des Verfassers des *Essai sur l'indifférence* wurden unterbrochen durch die Revolution, wie alle der Kinder seines Alters. Sein älterer Bruder übernahm seine Leitung einige Zeit. Der zukünftige Philosoph war voll Eifer für seine Studien. Zurückgezogen auf dem Lande bei einem Onkel, der eine schöne Bibliothek besaß, wurde das Kind in der Einsamkeit in die alte und neue Literatur eingeweiht. Er studirte das Griechische mit einem Erfolg, der alle seine Umgebungen in Erstaunen setzte. Was mehrere Biographien erzählen über Einzelnheiten seines Lebens, ist

ohne Zweifel sehr problematisch. Wir konnten nur Männer über ihn fragen, die mit ihm lebten in seiner Jugend, aber unsre Nachrichten sind so widersprechend, daß sie gar keinen Vortheil gewähren. Die Einen bezeichnen ihn als hätte er sich durch eine lebhafte Opposition gegen das Christenthum erst durchgekämpft, die andern, als habe er immer seinen Glauben bewährt, obgleich er sich nicht strenge an die Ausübung hielt. Einige sagten aus, daß er sich nur sehr wenig mit Frauen beschäftigt, andre, daß er sie verehrt hätte. Beschränken wir uns auf das was für von dem öffentlichen Leben des berühmten Schriftstellers wissen. —

Herr von Lamennais war 35 Jahre alt, als er sich zum Priester weihen ließ im Jahre 1817. Er gelangte zu gleicher Zeit zum Priesterstand und zum Ruhme; denn er gab in diesem Jahr den ersten Band seines Essai sur l'indifférence heraus. Seine vorhergehenden Werke: *la Traduction du Guide spirituel, du bienheureux Louis de Blois*, die *Reflexions sur l'Etat de l'Eglise*, endlich *la tradition de l'Eglise sur l'Institution des Evêques* fanden kein andres Echo, als in dem geistlichen Lesekreis.

Am Anfang des Jahrhunderts hatte Chateaubriand die christliche Idee durch die Poesie der Welt zurückgegeben. *Le Genie du Christianisme*, das glänzende Erzeugniß des größten, poetischen Malers Frankreich's war an die Einbildungskraft, wie an die Herzen gerichtet. Es erregte neu die Bewunderung für den Cultus, der so schöne und rührende Stellen Chateaubriand eingeben konnte. Zu jener Macht, die dieses Buch in allen Zeiten über die Gemüther geübt hätte, gesellte sich

damals noch das Erstaunen und der Contrast. Es kam mitten unter dem gräulich mißstimmten Geräusch einer Philosophie, die eben so sehr der Poesie wie der Religion entgegengesetzt war. Im Herzen dieser öden und dürren Wüste schien „*le Genie du Christianisme*“ wie eine Oasis frischen Grünes und duftender Blüthen. Alle Seelen, die noch nicht vertrocknet waren, erschlossen sich diesen süßen Ergießungen der menschlichen Einbildungskraft. Die Religion zeigte sich mitten unter den Verächtlichkeiten des Materialismus, die Poesie groß und träumend mitten unter dem Lärm der Schwelgereien, wo sich früher nur die kleinen Stimmen parfümirter Boudoir-Dichter erhoben. Es war ein Aufschwung des Enthusiasmus, den die Kritik vergebens zurückhalten wollte, jene Kritik von Profession, die sich nur zu oft unfähig und leidenschaftlich zeigt.

Das menschliche Herz war nun aufgeregt, aber Chateaubriand hatte sich wenig an das allen Grund legende geistige Vermögen gewendet, an die Urtheilskraft. Darin hatte er ohne Zweifel nur dem Triebe seines Genius gehorcht, und wenn man prüfen will, so erkennt man leicht, daß die Entwicklung unsres Jahrhunderts nur auf solche Weise beginnen konnte. Die Menschheit wie das Individuum kommt zu dem Glauben erst durch das Herz. Die Thränen der Hoffnung unt der Liebe gehen immer der Arbeit der Intelligenz vorher.

Als ohngefähr zwanzig Jahre später Lamennais seinen durchforschenden Blick auf die Welt warf, fand er die Herzen schon wieder erkaltet; er verstand, daß man die Vernunft jetzt angreifen müsse, daß, wenn man die

Intelligenz schlummern ließe, die Einbildungskraft und das Herz sich in unbestimmte Träumereien werfen und ohnmächtig sind die begehrenden Leidenschaften zu besiegen. Er unternahm es das spitzfindige und rebellische Seelen-Vermögen zu überzeugen, er wendete sich an die Vernunft, an das Raisonnement.

Uebrigens gehört noch viel dazu um den Verfasser des „*Essai*" einen rein philosophischen Geist zu nennen, wie z. B. Descartes. Geboren auf dem Felsen der Bretagne, dieser poetischen Provinz, hat seine feurige Seele während langer Jahre, im Angesichte des Ocean's die Träume der Jugend verzehrt, und die Harmonie der Wogen blieb nicht fremd jener Harmonie des Styles in den Werken des Herrn von Lamennais. Erst nach den Ermüdungen einer fieberhaften Jugend, der Welt überdrüßig, nirgends Sättigung findend für die unermeßlichen Wünsche seines Herzens, flüchtete sich der Dichter in die Arme Gottes und wurde Priester. Seit dem *Genie du Christianisme* hat kein Buch so viel Aufsehen gemacht, als der erste Theil des *Essai sur l'indifférence en matière de religion.* Hier war nicht eine nur rein philosophische Form, die Poesie mischte sich reichlich hinein.

Die Einleitung vorzüglich ist auffallend durch die Musik ihrer Worte. Ich kannte junge Leute, die diese Stelle rezitirten wie eine poetische Erzählung. Die Kritik fehlte aber nicht weniger dem „*Essai*" wie dem Genie du Christianisme.

Ich hatte ein Mal einen ganzen Band artiger Witzeleien in der Hand, über den schlechten Styl des Herrn von Lamennais. Der sinnreiche Verfasser

zählte wie oft das Wort *cadavre* in dem Buche vorkam. Er hatte sich noch mit hundert andern Albernheiten dieser Art abgemüht. Dies hinderte indeß Herrn von Lamennais nicht sich unmittelbar unter die großen Schriftsteller unsres Jahrhunderts zu reihen.

Jetzt, nach langer Zeit, habe ich jenes Buch wieder gelesen, das einen so großen Namen gründete und bin erstaunt über die Bewunderung, welche diese Einleitung damals hervorrief. Sie war mir im Gedächtniß geblieben wie eine Stelle von einer zu stark aufgetragenen Farbe. Heutigen Tages, da dieser Styl in unsre Gewohnheiten eingedrungen ist, bemerken wir nichts fremdes mehr an ihm. Ist nicht die einfachste Poesie in dieser berühmten Einleitung?

„Das kranke Jahrhundert aber ist nicht jenes, „das sich für den Irrthum leidenschaftlich zeigt, „es ist jenes, welches die Wahrheit verachtet. „Da wo man heftige Aufwallung bemerkt ist „noch Kraft, also auch noch Hoffnung; aber wo „der Puls aufhört zu schlagen, wo die Kälte „bis zu dem Herzen dringt und der Athem des „Sterbenden selbst den Spiegel nicht mehr trübt, „den man seinen Lippen nahe bringt, — ist „da mehr noch zu erwarten als die unvermeidliche „Auflösung?“ —

Dies ganze Gemälde der beklagenswerthen Wirkung religiöser Gleichgültigkeit auf die Seele des Menschen ruft mir jetzt die düstre Poesie des Verfassers von Conrad und Lara zurück. Herr von Lamennais ist sehr ausgezeichnet durch eine der seltensten Eigenschaften des Schriftstellers: die Fähigkeit, Leiden, die ihm persönlich

fremd sind, mitzufühlen. Seine Seele war immer zu leidenschaftlich um sich der Gleichgültigkeit hinzugeben; man sieht indeß mit welcher Kraft er diese furchtbare Lethargie beschreibt. Die Leiden der Armuth, die ihn jetzt beschäftigen, sind gleichfalls seinem Leben fremd.

Wie der Verfasser sich nun weitläufig ausgesprochen hat über die Wunden religiöser Gleichgültigkeit fragt er beziehungsweise: warum denn die Seele gleichgültig wurde? Dann zeigt er eine prachtvolle Entwicklung des Christenthum's, seiner Wohlthaten, seiner unermüdeten Kämpfe gegen die Tyrannen und gegen die Ketzereien, gegen den Materialismus und den verirrenden Spiritualismus. Einer jener Männer, sagt er, die die Ferne überschauen und entdecken weil sie sich auf eine beträchtliche Höhe zu stellen wissen. Bossuet sagte vor mehr als einem Jahrhundert vorher, was wir jetzt unter unsern Augen in Erfüllung gehen sehen, und ihr, schwache Seelen, die ihr Zeugen der Wirkung seyd und noch versucht die Ursache zu verkennen, hört die prophetischen Worte des christlichen Redners.

„„Ich sehe voraus, daß die Freidenker und star-
„„ken Geister ihren Credit verlieren werden,
„„nicht durch irgend einen Gräuel ihrer Gesin-
„„nungen; aber weil bald über alles Gleich-
„„gültigkeit walten wird, ausgenommen was
„„die Vergnügungen und Geschäfte betrifft.““ —

„Ihr habt es gehört“, fährt Lamennais fort, „jetzt „blickt um Euch und antwortet. Was bemerkt ihr „von allen Seiten als eine vollkommene Gleichgültig„keit gegen die Pflichten und den Glauben, mit einer

„zügellosen Liebe für Vergnügungen und das Geld!
„Denn alles erlangt man durch Geld, alles kauft sich,
„weil sich alles verkauft, Gewissen, Ehre, Religion,
„Meinungen, Würden, Macht, Ansehen, selbst Ach-
„tung. Es ist der große Schiffbruch aller Wahrheiten
„und aller Tugenden, wo die schändliche Begierde, die
„mit allem Handel treibt, kalt und herzlos die Trüm-
„mer, die das zürnende Meer auswirft, an dem trau-
„ernden Ufer erkauft!" —

Wir wollen hier nur eine Idee geben von dem Styl dieser Einleitung, mit der das Werk eines der berühmtesten Schriftstellers unsrer Epoche beginnt. Wir müssen aber auch unsre ganze Meinung sagen. Wenn dieser Styl auch weit entfernt ist die blinde Kritik zu verdienen, von der wir oben sprachen, so ist er doch auch nicht ganz würdig des übertriebenen Lobes seiner enthusiastischen Verehrer. Es ist in diesen Stellen ein Luxus von Epitheten, der sich zu sehr entfernt von der einfachen Wahrheit des philosophischen Styles. Er bleibt noch weit zurück gegen gewisse Seiten in Boussuet, die das Bemerkungswertheste sind, was die französische Sprache in Wohlklang und Reinheit des Styles aufzuweisen hat. Ich nannte diesen großen Mann weil man ihn oft vergleicht mit dem Philosophen der Bretagne. —

Jenes Werk indeß bietet wahre Schönheiten, ernste und weit geführte Gemälde. Man erzählt, daß der Verfasser keinen Buchhändler fand um das Manuscript zu verlegen. Die Financier's der Literatur wußten nicht zu entdecken was die Worte verbargen: *de l'indifférence en matière de religion.* Sie erkannten nicht,

daß unter diesem Titel der beredte Priester alle wichtigen Epochen des Christenthums zu entwickeln verstand. Selbst mit Montesquieu verglichen, sind seine Gemälde von dem römischen Reich in seiner Auflösung, wie jene der Reform des Protestantismus historische Stellen von erster Größe.

In einem Gemälde von der religiösen Gleichgültigkeit des Gouvernements, benützt Herr von Lamennais wieder seine beissende Ironie, die er schon oft mit Glück gebrauchte. Es ist ein Vergnügen ihm zu folgen in seiner siegreichen Erörterung gegen jene, die behaupten: die Religion sey nur eine menschliche Erfindung für das Volk.

Man muß ihn fragen hören: welche Beweise sie dann bringen zu ihren Behauptungen, sie, die die Geschichte verwerfen und alle Autorität; in welchen Annalen sie die Worte gelesen haben: An dem und dem Tag hat man Gott erfunden! —

Die ungläubige Philosophie hat es sehr oft gesagt und zwar durch die Stimmen ihrer berühmtesten Schriftsteller, daß ohne Religion die menschliche Gesellschaft zerfallen würde, und durch dieselben Stimmen verkündet sie religiöse Ideen, die sich in einer mehr oder weniger langen Agonie dahin schleppen. Nach der eignen Meinung der falschen Philosophie kann daher mit ihren vermeintlichen Wahrheiten die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Da aber eine menschliche Gesellschaft war und noch ist, muß die Religion, die sie zusammen hält, göttlichen Ursprungs seyn. Das sind die mächtigen Beweisgründe des Herrn von Lamennais.

„Hätte ich nicht das Recht, sagt der Verfasser, jetzt

„die Discussion zu beenden, indem ich die Gegner auf„fordere entweder ihre Grundsätze aufzugeben oder zu „beweisen, daß sie nicht die Folgen nach sich ziehen, „die ich ihnen zuschreibe."

Mitten unter dem sardonischen Gelächter und dem betäubenden Geschrei der Philosophie des letzten Jahrhunderts, trat ein Mann auf, begabt mit einer bezaubernden Sprache. Seine Werke voll entzückender Melancholie und bewunderungswürdiger Beredsamkeit, die das Herz des Menschen in seiner Tiefe bewegten, hatten auf die Welt einen ungeheuern Einfluß. Wir sollten alle, schon in frühester Jugend, von der Poesie kosten, die von den Lippen dieses begeisterten Sterblichen floß, wir wiederholten mit Entzücken mehrere Briefe Heloisens, und die süßen Träume des einsamen Spaziergängers. Herr von Lamennais, der durch sein Alter jener Zeit Rousseau's noch näher stand, scheint lebhaft den Eindruck aufgenommen zu haben in den Jahren, die seinem praktischen Leben im Christenthum vorhergingen. Er vergleicht die Stimme dieses Menschen mit den Lockungen der Syrenen. Er erkannte: das sicherste Mittel die junge Generation zum Glauben zu führen, sey, den mächtigsten Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts der Inconsequenz zu überführen, mit allen Waffen der Phantasie und der Urtheilskraft; denn nichts gründete mehr den großen Einfluß Rousseau's, als die schreckbare Ironie Voltair's, schrecklich, ohngeachtet ihrer Frivolität, weil sie sich an eine Nation von Unbesonnenen richtete. Wenn man diesen imposanten Erläuterungen folgt, bemerkt man beschämt den Abgrund, in den die ungläubige Philosophie des letzten Jahrhunderts fiel. —

Diese Sekte, die so viel von der Freigebung des Menschen sprach, hat mit der Feder ihres beredesten Auslegers die unglaubliche Phrase geschrieben: „Je mehr die Menschen wissen, je mehr täuschen sie sich; das einzige Mittel den Irrthum zu vermeiden ist die Unwissenheit. Urtheilt nicht, so werdet ihr Euch nie betrügen.“ Dies ist sowohl Lehre der Natur wie der Vernunft. (Emile, tome II.)

Herr von Lamennais, nachdem er die Absurdität aller Abstufungen der religiösen Gleichgültigkeit gezeigt hat, kommt nun auf die Wissenschaft des Lebens. Wir können hier nur die schönen Kapitel über die Wichtigkeit der Religion, bezüglich der menschlichen Gesellschaft und Gottes anführen. Streng genommen war dieser Band schon ein geschlossenes Werk und wie wir bereits sagten eine der schönsten Apologien des Christenthums, die uns der menschliche Geist hinterlassen konnte.

Zwei Jahre später, 1819, erschien der zweite Band. Die Weltmenschen, wenig bekannt mit metaphisischen Studien, gaben den Verfasser als unverständlich auf. Ueber die Frage der Gewißheit erhoben sich viele Stürme. Herr von Lamennais hatte zu gleicher Zeit die Philosophen und die Geistlichkeit zu bekämpfen. Die ungläubigen Philosophen waren leidenschaftlich für die individuelle Vernunft eingenommen, deren Unfähigkeit sich eine absolute Gewißheit zu verschaffen Lamennais bewies.

Man bildete sich ein der katholische Schriftsteller verbanne selbst den Gebrauch der individuellen Vernunft; man beschuldigte ihn wörtlich dieser Ungereimtheit, während er nur beweisen wollte, daß jeder Einzelne nie zu

philosophischer Gewißheit gelangen kann. Hier wie beinahe überall stritt man sich nur um Worte. Und wie? Ihr erboßt Euch über einen Schriftsteller, nur weil er eine dem Zwang unterworfene Wahrheit entdeckt? Wohin ist denn bis zu dem jetzigen Tag jeder Philosoph gelangt, als nur zu dem Zweifel allein? und warum sich ärgern, die philosophische Gewißheit nicht entdecken zu können, weil mit ein wenig tieferem Sinn und treuem Glauben man klar erkennen müßte, daß es für den Menschen keine philosophische Gewißheit giebt! Wer fühlt nicht, daß wenn es eine gäbe, der geheimnißvolle Schleier, der die Augen der Sterblichen bedeckt, gehoben wäre, das heißt, daß die menschlichen Zustände verändert würden und der Mensch nicht mehr ein begrenztes Wesen, aber beinahe Gott selbst sey. —

Herr von Lamennais wurde wirklich verfolgt durch die rationalistischen Philosophen, weil er sagte: der Mensch sey was er ist — ein gefallenes Wesen, das sucht und forscht und dessen Vernunft doch nichts finden kann als zerrissene Lappen der Wahrheit. Das ist es was Herr von Lamennais allem Glauben zu Grunde legt und da seine Theorie der Autorität oder der allgemeinen Uebereinstimmung die große Idee seiner Philosophie ist, wird es wichtig, daß wir uns hier einen Augenblick aufhalten.

Nach den Kämpfen gegen die individuelle Vernunft kamen jene für die Gewißheit, gegründet auf die allgemeine Uebereinstimmung. Aber wie soll man zuerst diese allgemeine Uebereinstimmung aller Völker und aller Jahrhunderte erkennen? Die Bücher sind manchen Auslegungen unterworfen, jeder Philosoph findet in

ihnen Beweise zu Gunsten des Systemes, das er predigt. Dupuis und Lamennais stützten sich auf Homère. Ueberdies sind diese Grundlagen der Wahrheit sehr unbestimmt, zerstreut in der Unermeßlichkeit der historischen Zeiten. Wie soll man alle diese Fragmente sammeln um ein Ganzes daraus zu bilden? Diese Einwendungen sind nicht ohne Kraft. Die allgemeine Uebereinstimmung liefert auch noch keine philosophische Gewißheit; nein, gewiß nicht, im strengen Sinne des Wortes genommen, aber sie bietet eine große Wahrscheinlichkeit. Wie auch die Neigung der Philosophen sey, den Text jedesmal ihrem System anzupassen, so kann doch der Unglaube allein nur läugnen, daß dieselben großen, der menschlichen Gesellschaft nothwendigen Wahrheiten sich in den Religionen, in den Glauben aller Völker wiederfinden: das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Leiden und Belohnungen, der Abfall der Menschheit und der Verlust ihrer Rechte und ihre Erlösung durch einen Vermittler. —

Da man diesen Ideen nun überall begegnet, unter allen Völkern, so muß man nothwendig annehmen, daß die Vernunft jedes Menschen ihn dahin führt die Wahrscheinlichkeit einzusehen. Soll die Philosophie ihre Ansprüche noch über diese Wahrscheinlichkeit erheben? Wir glauben, daß dies von ihrer Seite nur Stolz und Verblendung wäre. Herr von Lamennais wollte nur die allgemeine Uebereinstimmung den Lehren der Kirche unterschieben, oder vielleicht wollte er nur damit sagen: die individuelle Vernunft ist zu ohnmächtig, die Wahrheit zu beweisen.

In dem Publikum erhielt sich das Gerücht der Verfasser des „*Essai*“ hätte den Satz aufgestellt: das Criterium der Wahrheit liege in der Uebereinstimmung aller Völker, und diese Meinung machte einen entsetzlichen Lärm in die Welt und Rom mußte erklären, daß dieser Grundsatz, von welcher Seite er auch käme, falsch und verdammungswürdig wäre. Alle Doktrinen des Buches sind in den zwei ersten Theilen enthalten. Das Uebrige ist nur noch die Erläuterung der aufgestellten Sätze. Wir möchten hier nur die beredten Seiten anführen über das jüdische Volk und die Abgötterei und das Kapitel mit der Ueberschrift: Jesus Christus. Der Verfasser fordert das Alterthum auf seiner Stimme zu antworten und schöpft überall Beweise der Universalität des Glaubens, den die Kirche lehrt. Die große griechische Literatur wird hier ausgefragt von einem der beredesten Schriftsteller des Christenthums.

Wir haben nun den Platz angedeutet, den Herr von Lamennais als katholischer Schriftsteller einnimmt und den Einfluß bezeichnet, den sein Buch auf die französische Gesellschaft hatte. Es liegt in der Natur außerordentlicher Geister rings um sich heftige Kämpfe zu erregen. Ihre Werke bleiben niemals ohne leidenschaftliche Opposition. 1826 erregte *le livre de la Religion* in seinen Beziehungen zur politischen und bürgerlichen Ordnung, einen gewaltigen Sturm und die höchste Macht von damals glaubte sich gezwungen durch eine Kirchenbuße den Irrthum des berühmten Philosophen zu bestrafen. Man war im heftigsten Kampfe, den die liberale Parthei der Priester der Congregation und den Jesuiten lieferte. Der clericalische Einfluß beherrschte

damals den Thron; tausend Gerüchte waren in Paris und Frankreich im Umlauf über die Frömmelei des Königs, über die Abhängigkeit, in der ihn die allmächtige Congregation erhielt, als Herr von Lamennais mit dem Unerwarteten, das jeden Schritt seiner Laufbahn bezeichnet, jener höchsten Gewalt sagte: „Du bist Atheist!“ —

Man erinnere sich noch mit welcher unwiderstehlichen Logik, die jede Thatsache vernichtete, jedes Hinderniß überwältigte, das sich seinem Gang entgegensetzte, Herr von Lamennais den Satz bewies, daß die Religion in Frankreich ganz aus der politischen und bürgerlichen Gesellschaft herausgetreten sey und daß folglich der Staat zum Atheisten wird!

Die Männer des Gouvernement's verwünschten den kühnen Priester, die Liberalen von ihrer Seite waren erbittert über das Kapitel, wo der Verfasser das Papstthum im Mittelalter prüft. Man stellte ihn dar wie einen retrograden Geist, der die Menschen wieder unter das verhaßte Joch der Priester bringen wolle.

Was hatte aber Herr von Lamennais gethan? Indem er die Geschichte des Mittelalters studirte, fand er eine außerordentliche Größe in einer Institution, die die Völker zur Einheit zurückführen konnte und zwar durch geistige Mittel allein.

Die Leidenschaften oder die Intressen waffnen die Völker gegen Völker, Menschen gegen Menschen, sagt Lamennais, der Irrthum trennt sie, vereinzelt sie, und lößt so die Gesellschaft bis in ihre Elemente auf. Was that aber das Christenthum? Es belebte den Glauben wieder, der beinahe erloschen war, es kündete von

neuem das Gesetz der Pflichten und um sich die Herrschaft zu sichern, gründete es auf den Trümmern der menschlichen Gesellschaft, die bestimmt war unter einer andern Form wieder aufzuleben, eine göttliche und unsterbliche Gemeinschaft. Weder von der Kirche, noch von ihren Priestern muß man Rechenschaft fordern über den Einfluß, den diese Institution nun ausübt, aber von Jesus Christus, aber von Gott, der die Welt retten wollte und erneuern. Von dem politischen Gesichtspunkt betrachtet, versuchen die Wirkungen des Christenthums, die, wir wiederholen es hier, nur die Entwicklung des Princips seiner Existenz sind, alles wieder zur Einheit zurückzuführen, die Nationen zu verbinden wie die Glieder einer einzigen Familie in ein System der allgemeinen Bruderliebe, durch Gehorsam gegen den gemeinschaftlichen Vater und den Vorrang des Rechtes über die Intressen der Einzelnen, indem es überall die Gewalt der Gerechtigkeit unterordnet. Man muß gestehen, daß es schwer wäre, ein edleres Ziel, ein großmüthigeres, ein der Menschheit nützlicheres aufzufinden und wenn man bedenkt, daß man hoffen kann, es erreicht zu sehen, ist man wahrlich nicht aufgelegt mit Strenge zu richten was von Menschen vielleicht manchmal an Schwäche und persönlichem Unrecht der Ausführung eines so herrlichen Planes eingemischt wird. —

Herr von Lamennais, der Demokrat von 1831, galt damals für einen blinden Anhänger des theokratischen Princips. Man entgegnete ihm, daß er nie die Vergangenheit zurückbringen könne, daß die Völker sich für immer frei gemacht hätten. Er erwiederte, daß die

neuen Doktrinen keinen andern Erfolg zeigten als Zerstörung und daß ihnen nie eine haltbare Organisation eigen würde.

Die Ideen, die den „*Paroles d'un Croyant*" zu Grunde liegen, finden sich auch in „*les Progrès de la Revolution*", welches Lamennais 1829 veröffentlichte.

Das Christenthum, sagt er, zeigt in den Dienern Gottes nur Stellvertreter Christi, indem es ihnen auch den Vortheil giebt, daß ihr Recht auf das göttliche Gesetz gestützt ist. Es giebt keine zwei Moralen, von denen die eine die politische, die andere die Privat-Moral wäre, und wenn die Macht mißbraucht wird muß die Kirche dazwischen treten und die Schwachen schützen. Man gehorcht nicht den Menschen, aber Jesus Christus. Nach dem Abbé de Lamennais ist nur Ruhe im Staate, wenn man den göttlichen Gesetzen gehorcht. Der Friede kann nur in die Gesellschaft zurückkehren mit der christlichen Idee, die keineswegs an diese politische Form, oder an jene gebunden ist. Sie ist die Quelle alles socialen Glückes, ohne sie ist nur Krankheit und Convulsionen, weil sie allein die zwei Begriffe verbinden kann von Rechten und Pflichten, beide dem Leben der Menschheit gleich unerläßlich.

Das Buch „*les Progrès de la revolution*" ist bemerkungswerth, weil mitten unter hundert Pamphlets, die sich folgten und die sich alle an die Oberfläche hielten, dies allein zum eigentlichen Ziele drang. Es kündete nicht allein die Schmerzen der socialen Welt, die gewöhnlich die Publicisten jener Epoche nur frivolen Ursachen zuschreiben, nein, es führte zurück auf den wahren Grund: die Entkräftung der religiö-

sen Idee in Europa. So wissen die eminenten Menschen, indem sie die Fragen der Gegenwart behandeln, den Grund der Dinge zu erkennen und die Wahrheit herauszuheben aus den gewöhnlich so nichtigen Wortstreiten.

Die Briefe an den Erzbischof von Paris sind eigentlich nur eine Vertheidigung der „*progrès de la Revolution.*“ Es ist eine neue Demonstration der Grund-Ideen des Werkes, ein geistreiches und beissendes Pamphlet gegen den Liberalismus und den Gallicanismus, weil er die Macht von jeder religiösen Idee isolirt und ihr dadurch die Gefahren überliefert, welche die Ausübung der willkürlichen Gewalt begleiten. Alle Welt bemerkte in diesen zwei Briefen eine ungeduldige Ironie aller Autorität. Sie kündigten schon den empörten Priester an von 1834. Der Zorn kocht in jeder Zeile, obgleich er noch nicht ausbricht.

Als nun die Julius-Revolution kam, warf sie die letzte Helle in die Seele des Philosophen der Bretagne. Er sah, daß er mit der Vergangenheit brechen, die Thatsachen annehmen und die religiöse Idee auf die Demokratie pfropfen müsse. Man erinnert sich mit welcher Energie des Talentes der Avenir zu Frankreich sprach. Von allen Seiten strömten eine Menge junger Intelligenzen hinzu, genährt von den Ideen der Freiheit, aber ermüdet von dem Unglauben des Jahrhunderts, um sich unter die Fahnen des beredten Priesters zu reihen. Man wußte nicht in welche Hände die Macht fallen würde. Der Aufruhr heulte auf allen Plätzen der Weltstadt, die blutigen Erinnerungen von 93 erschreckten die Einbildungskraft. Wer konnte vor-

aussehen was, ich sage nicht das Jahr, aber der nächste Monat herbeiführen würde? Herr von Lamennais beeilte sich voll Eifer die Freiheit des Unterrichtes zurückzufordern, wie die Sicherheiten für das kirchliche Frankreich. Er erklärte den Haß, der bis dahin die Katholiken und die Liberalen geschieden hatte und kündete für die Zukunft die Verbindung der zwei großen Ideen: die Religion und die Progression, Gott und die Freiheit.

Diese neuen Doktrinen, der Eifer, die Kühnheit der Worte erweckten endlich die katholische Geistlichkeit. Klagen erhoben sich vor dem Episcopat. Der „*Avenir*" wurde aufgegeben und Herr von Lamennais beugte sein Priesterhaupt vor dem heiligen Stuhl und beschwor den Papst zu entscheiden zwischen ihm und seinen Gegnern, sich mit tiefer Demuth dem Ausspruch des höchsten Priesters unterwerfend.

Er reiste nach Rom mit zwei seiner liebsten Schüler. Dies war vielleicht ein großer Fehler. Er mußte Rom zwingen sich auszusprechen über die entsetzlichen Fragen, die jene Epoche mit Blut überströmten, über dieses sogenannte Recht der Empörung z. B., geheimnißvolles und schreckliches Recht. Rom, diese geistige Macht, der Hüter der christlichen Doktrinen, das den Thaten der Zeitgenossen keinen Einfluß gestatten darf auf seine Aussprüche, und seine Gesetze nicht nach den Willen der Revolutionen biegen kann. Die Macht muß gerecht seyn: aber jeder im Staate soll der Obrigkeit gehorchen, die von Gott ist, das ist Christus Gesetz. Nie sprach seine Religion von Empörung. Wenn die Macht die Gerechtigkeit aufgiebt, so begeht sie ein ungeheures

Verbrechen; aber dem Volke zu sagen, daß es das Recht habe **sich selbst** Gerechtigkeit zu verschaffen durch Aufruhr, — welche Gefahr und Wahnsinn! Die Masse soll also Richter seyn über die Ungerechtigkeit der höchsten Gewalt und soll in der Gährung ihres Hasses und ihrer Vorurtheile blind vertilgen? — Ich glaube, daß jeder ernst denkende, der diese Frage untersucht, sich wohl hüten wird dies als Princip einer Religion aufzustellen! —

Nach seiner Wiederkehr von Rom zog sich Lamennais in die Bretagne zurück, in die romantische Einsamkeit von Chênaye. In dieser stillen Wohnung, mitten unter den Bäumen des Waldes, wo sich die Nachtigallen begegnen, als hätte sie die Stimme des Dichters gelockt, ist wirklich ein geistiger Hauch von Religion und Genie. Es ist nun augenscheinlich, daß Herr von Lamennais alle seine demokratischen Ueberzeugungen behielt, ohngeachtet seines Stillschweigens, das er damals beobachtete. Indeß säumte Rom nicht mehr länger mit seinem Bannspruch. Herr von Lamennais sprach bedingungsweise von Unterwerfung, Rom aber forderte gänzlichen Gehorsam ohne Beschränkung.

Die Lage der Sache wurde kritisch. Man erwartete gespannt die Entscheidung des philosophischen Priesters. Der Unglaube trieb ihn zum Schisma. Die Katholiken waren erschrocken. Herr von Lamennais unterwarf sich endlich in bestimmter Erklärung. Da war nur ein Freudenruf in der Kirche. Außer ihr aber waren eine Menge junge Leute, die zu den religiösen Ideen zurückgekehrt, angelockt durch ihre Versprechungen der Freiheit, nun sich wieder gewaltsam von Lamennais

trennten. Die Agentschaft für die Vertheidigung religiöser Freiheit war aufgelößt; alles kehrte wieder zu tiefem Schweigen zurück. Das Publikum, hingerissen von den tausend Leidenschaften von damals, in der Furcht vor jenen Träumen neuer Religionen, vor dem materiellen Elend, das die zweite Stadt Frankreichs mit Blut überströmte und den Flammen überlieferte, das Publikum vergaß den beredten und unterwürfigen Priester, als plötzlich ein lauter Schrei gehört wurde, der die einen in schmerzliches Erstaunen stürzte, die andern in einen Paroxismus von Enthusiasmus. Die *„Paroles d'un Croyant"* erschienen. Niemals noch hörte man so viel Lärm um einige Seiten, die dem Geiste eines Menschen entfallen waren. Was aber war denn der eigentliche Grund dieser Aufregung? Die Form der Paroles d'un Croyant ist weit davon entfernt neu zu seyn. Seit Job und Jesaias hatte man vielfach diese Sprache versucht; man sah nur immer eine mehr oder weniger glückliche Nachahmung. Die Werke des Herrn von Lamennais selbst zeigen als Styl Seiten, die jenen des „Croyant" gleich stehen und doch hatte die Aufnahme, die sie fanden, nichts von dieser begeisterten, leidenschaftlichen Erregung. Es ist wohl weil die *„Paroles d'un Croyant"* damals den Leidenschaften entsprachen, die in den Seelen einer Million Menschen kochten, welche gedrückt durch die sociale Ordnung nur um so ungeduldiger und in größerer Gährung waren, da die Ereignisse der Juli-Tage der brennenden Einbildungskraft die ganze Unermeßlichkeit des Traumes eröffnet hatte.

Jung und Alt, Handwerker und Studenten dekla-

mirten dieses Buch, das sie das Evangelium der neuen Völker nannten. Es gab wohl mitten unter dieser Explosion des Entzückens Männer, die wenig bewunderten; aber ihre Stimme wurde übertäubt durch das Geschrei der Menge. Die Mächtigen aber und Reichen verwünschten den Verfasser und das Buch. Der Name Babeuf und Marat wurde ausgesprochen.

Jetzt, wo die französische Gesellschaft ruhiger geworden ist, da der ausgetretene Fluß nach und nach in sein Bett zurückgekehrt, wird man noch weniger den Zorn und den Haß begreifen, der in den „*Paroles d'un Croyant*“ das Christenthum befleckt. Das sanfte und tiefe Buch des Silvio Pellico wird besser und länger der Sache der Völker dienen.

Aber wie soll man die Erscheinung der „*Paroles d'un Croyant*“ erklären, nach der gänzlichen Unterwerfung des Priesters? Herr von Lamennais war damals in Verbindung mit den Verbannten Polens, mit edlen, italienischen Flüchtlingen, deren Herzen alle gebrochen waren in Trauer um das Vaterland. Lebhafte Schmerzen, blutende Wunden wurden seinem Auge gezeigt. Er schauderte vor Indignation und Mitleid, vergaß, daß er Katholik und Priester war um sich in die Verzweiflung des Geächteten, aus dem Vaterland Verbannten zu denken. Diese Inconsequenz hatte vielleicht Motive, die nicht ohne Edelmuth sind. Wer kennt die geheimnißvollen Dinge, die im Grund der Gewissen vorgehen? Nur Gott allein kann richten! —

Herr von Lamennais scheint in dem „*Livre du peuple*“ zu begreifen, daß die Paroles d'un Croyant zu viel Zorn, Haß und zerstörende Elemente in sich

schließen. In diesem letzten Werkchen, obgleich man des Löwen dumpfen Zorn noch hört, beherrscht doch wieder mehr Liebe das Ganze. Die Idee der Pflichten des Menschen tritt wieder mehr hervor wie jene seiner Rechte und so ist in dieser Hinsicht schon ein merkbarer Fortschritt in dem „*Livre du peuple.*“

Hier muß diese unvollkommene Skizze enden. Wir gehören nicht zu jenen, die glauben, der Verfasser des „Essai sur l'indifférence“ bleibe auf der Bahn, die er betreten hat. Die Extremen berühren sich. Es wäre daher nicht unwahrscheinlich, daß der Abbé de Lamennais einst noch in einem römischen Kloster seine letzten Lebenstage beschließt.

Druck von Reichel in Augsburg.

Helen
Bu
D

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sidonie

Ein Album Bilder aus unsrer Zeit

Bd.: 1

München 1843

P.o.germ. 1361 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311944-9